

8

ARMEERUNDSCHAU · SOLDATENMAGAZIN ∗ 1,- M ∗ 1973



20



72



56



50

INHALT

Ein Fall mit Frage-zeichen?

24

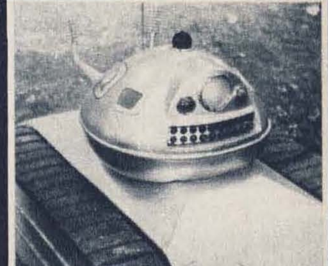
4



90



40



Haben die Genossen des 3. Diensthalbjahres mehr Rechte als wir, die jüngeren? Sie nehmen sich jedenfalls allerhand raus!

Soldat Knut Prosanke

Aus dem Urlaub habe ich das Plakat der Cranach-Ehrung mitgebracht. Ich durfte es aber in der Stube nicht anbringen.

Gefreiter Arndt Müller

Was, bitte?
Ich glaube, darauf kommt's an.
Im letzten Diensthalbjahr haben die meisten Genossen die Ausbildung auf ihrem militärischen Spezialgebiet abgeschlossen. Sie haben Übungen hinter sich, so manches Gefechtsschießen, Bewährungsproben verschiedenster Art. Sie kennen die Sowjetsoldaten vom „Regiment nebenan" und haben die Waffenbrüderschaft in Aktion erlebt. Haben dabei gelernt und bewiesen, daß Verlaß ist auf sie. Sie sind politisch gereift und menschlich. Ihr Erfahrungsschatz ist bedeutend. Viele tragen den Gefreiten-Balken und mehr als eine Soldatenauszeichnung. Am Geschütz, im Panzer oder in der mot.-Schützen-Gruppe nehmen sie verantwortliche Funktionen ein.

Also ist es zunächst einmal ganz natürlich, daß sie in den Kampfkollektiven zum führenden Kern gehören. Die Kommandeure bauen auf sie und ihre Erfahrungen. Die jüngeren Soldaten schauen auf sie, fragen sie um Rat und richten das eigene Verhalten nach dem ihren ein. Übrigens nicht nur in den ersten paar Tagen, da für die Neuen wirklich alles noch neu ist. Sowjetische Untersuchungen besagen, daß die Periode der Umstellung auf das militärische Leben je nach den persönlichen Eigenarten etwa drei bis sechs Monate dauert. Damit, so meine ich, wird zugleich die Verantwortung der dienstälteren für ihre jüngeren Kameraden deutlich. Und ihre besondere Verantwortung für Kampfkraft und Gefechtsbereitschaft! Ihre Haltung zum Soldatsein und zur bewußten Erfüllung des militärischen Klassenauftrags, ihr Beispiel und ihr Vorbild, ihre



Disziplin und Ordnung, ihr ganz persönliches Engagement für den Sozialismus und seinen zuverlässigen militärischen Schutz – all das hat entscheidende Rückwirkungen auf das Kollektiv und auf die Entwicklung der Genossen des 1. Diensthalbjahres zu sozialistischen Soldatenpersönlichkeiten.
Wenn sie, die erfahrenen Kämpfer also, das aus ihrer Stellung herausnehmen, tun sie das Rechte und das Richtige. Und wenn hier von Rechten und manchmal auch von Vorrechten die Rede ist, dann doch wohl nur in dem Sinne des Wortes von Bertolt Brecht: „Es gilt als Verpflichtung eines Menschen, anderen Menschen zu helfen, aber es ist eher ein Vorrecht..."



Darüber sind Sie erbost.
Ja, Sie gehen noch weiter und nennen Ihren Zugführer einen „Kultur-Banausen", weil er dagegen war.
Es fällt mir, ehrlich gesagt, etwas schwer, auf die Frage nach der Richtigkeit eben dieser Entscheidung mit Ja oder Nein zu antworten.
Denn ich bin mir nicht ganz sicher, ob das zweifelsohne sehr gute Cranach-Plakat in jede Soldatenstube paßt. Viele davon sind recht eng, manche überbelegt. Ginge da nicht ein großflächiger Druck dieser Art verloren? Hat Ihre Stube solche räumliche Ausdehnung, die jenen Betrachtungsabstand ermöglicht, den ein Plakat verlangt? Täten wir dem Künstler wirklich ein gutes Werk, wenn wir das Seine zwischen zwei Doppelstockbetten oder Spinden einklemmten? Ist es in der Soldatenstube überhaupt angebracht, Plakate an die Wand zu hängen – Kunst also, die für einen anderen Zweck gedacht ist und zumeist schon wegen des fehlenden (und in der gestalterischen Konzeption nicht einkalkulierten) Rahmens beim Alarm-Griff nach Stahlhelm und Sturmgepäck leicht beschädigt und zerissen werden kann?
Das sollten Sie bedenken – so wie es möglicherweise Ihr Zugführer getan hat. Ich bin durchaus für die kulturvolle Gestaltung der Soldatenstuben. Um so nötiger aber erscheint es mir, gut abzuwägen, wie und womit das militärische Zuhause verschönt werden soll. Darüber sollte man sprechen. Auch mit dem Vorgesetzten.

Ihr Oberst

Karl Heinz Freitag

Chefredakteur

Soldaten am Schienenstrang



Hoch am Mast hantieren die Eisenbahnpioniere — und hoch hinaus wollen sie im Wettbewerb. Schießübungen (Soldat Funke) und Konditionstraining sollen helfen, die Wanderfahne „Beste FDJ-Organisation der Eisenbahnbautruppen" zu verteidigen.





Eine Signalanlage irgendwo an einer Eisenbahnstrecke. Ihre Arme erteilen den stählernen Rossen Befehle. Abweisend und haltgebietend, wenn auf dem Gleisband Gefahr lauert, einladend und den Weg freigebend, wenn die sichere Fahrt gewährleistet ist.
Zwei Männer sind hinaufgeklettert. Mit Werkzeug, Sicherheitsgurt und Schutzhelm ausgerüstet, prüfen sie die Funktionstüchtigkeit des Signalgebers. Rolf Eisner und Hartmut Lißner sind Fernmeldemechaniker, von der Reichsbahn der eine, von der Post der andere. Beide tragen jedoch nicht die blauen Uniformen ihres Berufes, sondern das graue Kleid der Armee. Eisenbahnpionier heißt jetzt ihre Dienststellung. Mit ihrem Truppenteil sind sie an diesen Streckenabschnitt gekommen, um hier arbeitend zu lernen, wie unter militärischen Bedingungen Bahnanlagen errichtet und instandgehalten werden. Einige Kilometer von hier entfernt befinden sich die Baustellen der Strecken- und der Brückenbaukompanien.
Eisenbahnbautruppen gibt es in jeder modernen Armee. Im militärischen Transportwesen, wozu auch der Transport auf der Straße, auf dem Wasser und in der Luft gehört, spielen sie eine bedeutende Rolle. Obwohl vollmotorisiert, sind die Landstreitkräfte weiterhin auf die Bahn angewiesen. Eisenbahntransporte von Truppen, schwerer Technik und Versorgungsgütern über große Entfernungen bieten zahlreiche Vorteile: Sie schonen Menschen und Material, entlasten das ohnehin stark beanspruchte Straßennetz, sparen Kraftstoff und vor allem Zeit ein. Die Eisenbahnpioniere schaffen dafür die Voraussetzungen. Sie prüfen im Verteidigungsfall die für den Nach- und Abschub notwendigen Eisenbahnlinien auf ihren Zustand, setzen sie instand, bauen sie neu und sichern sie militärisch. Für diese Aufgaben werden die Genossen hier ausgebildet. Ihr Bauabschnitt ist für sie zwar Lehrobjekt, gleichzeitig je-

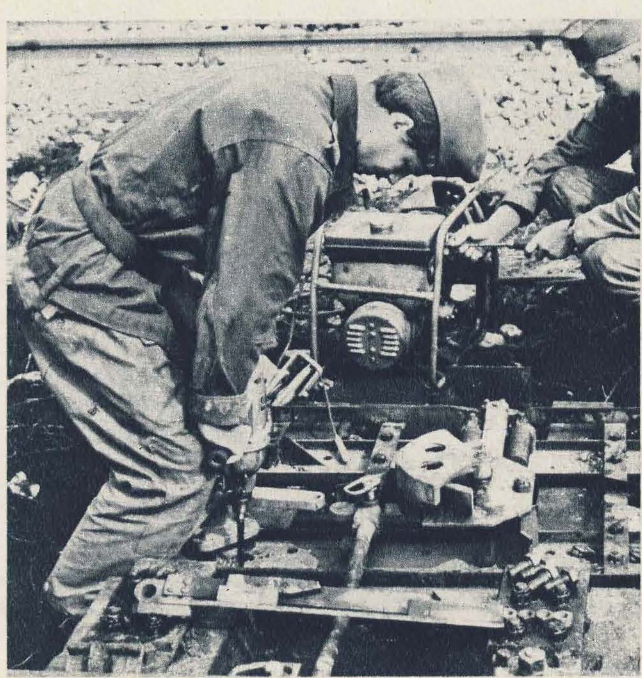


doch ist er Bestandteil des Planes der Reichsbahn, nach dem das Schienennetz unserer Republik systematisch erneuert wird.
Grün gestrichene Wohnwagen auf Abstellgleisen am Rande eines kleinen Bahnhofes. Die Unterkünfte der Soldaten für die Dauer ihres Wehrdienstes. Vier, fünf oder auch sechs Mann wohnen in einem Wagen, der je ein Wohn- und ein Schlafabteil enthält. Moderne Möbel, elektrische Heizung sowie Bilder an den Wänden.

In den Wohnzügen befinden sich ferner spezielle Waggons für den Kommandeur und für den Feldscher sowie Waffen-, Küchen-, Film- und Fernsehwagen. Zwischen zwei Zügen liegt der Appellplatz, an dessen Rand die Soldaten in ihrer Freizeit einen Sportgarten angelegt haben. Eine Kaserne auf Schienen. Mit ihr kann die Einheit jederzeit nahe an ihre Baustelle gebracht werden.
Im Sportgarten fließt an diesem Vormittag Schweiß. Soldaten der





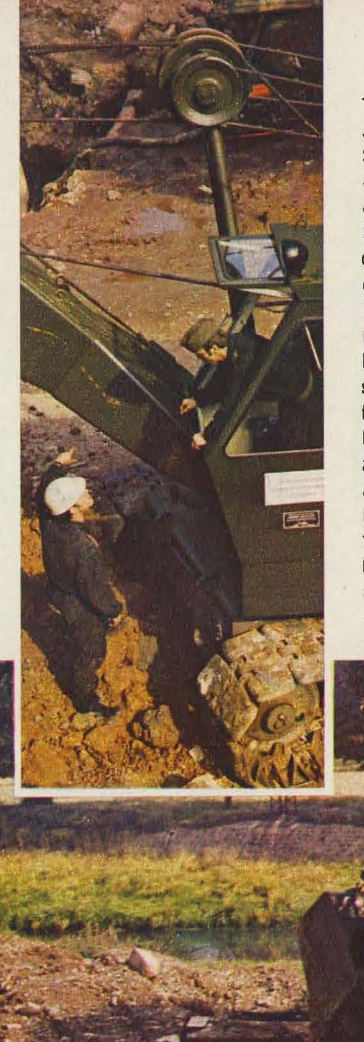


Kompanie Sommer bei der militärischen Körperertüchtigung. Bevor sie um 14 Uhr am Bahndamm ihre Schicht beginnen, kräftigen sie ihre Muskeln. Gewichtstoßen mit der 50-kg-Hantel, anschließend Kniebeugen mit dem Zentnergewicht. Jeder bemüht sich, doch nicht alle schaffen schon die Normen. Freude, wenn wieder einer eine neue persönliche Bestleistung erzielt. Soldat Mann, bester Sportler der Kompanie: „Dieses Training brauchen wir. Es stärkt die Muskulatur für unsere Arbeit auf der Baustelle. Außerdem wollen wir im Wettbewerb auch gute sportliche Leistungen vollbringen."
Entlang des kilometerweit auseinandergezogenen Bauabschnitts stehen auf mehreren Bahnhöfen solche kleinen rollenden Kasernen. Von hier aus marschieren die Soldaten zu ihren nahe gelegenen Einsatzorten.



Auf den Nebengleisen einer kleinen Station haben die Streckenbauer ihre Arbeitsstelle aufgeschlagen. Eine Gleisjochverlegemaschine sowjetischer Herkunft, ein Eisenbahndrehkran und eine Planierraupe fallen zuerst ins Auge. Neben den militärischen Vorgesetzten führt hier Reichsbahnhauptsekretär Georg Tschesch, Meister im Streckenbau, das Kommando. Er und andere Spezialisten der Reichsbahn helfen, die Soldaten zu Fachleuten heranzubilden. Sie sorgen dafür, daß alle Tätigkeiten einwandfrei ausgeführt werden.
Ein neues Gleisjoch wird herangefahren. Am langen Tragearm des Traktorportalgleisverlegers hängend, schwebt das vorgefertigte Teil der Gleisanlage heran. Mit Handzeichen bedeutet Georg

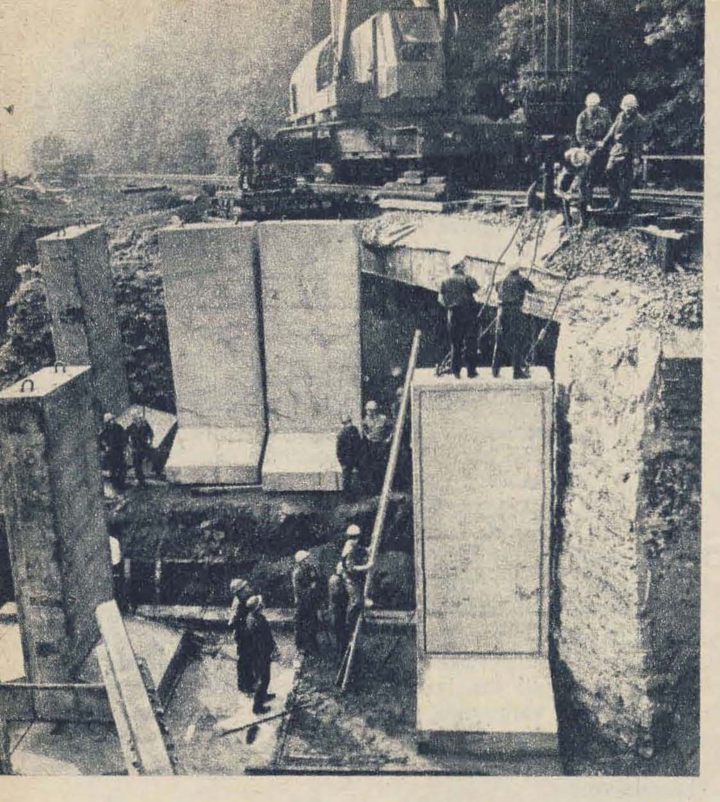
Harte Arbeit nach Zeitnormen und Qualitätskennziffern, mit moderner Technik und Muskelkraft, liegt vor jenem Tag, da das Signal auf „Freie Fahrt" gestellt werden kann.



Tschesch dem Maschinisten, das Joch langsam auf das vorbereitete Schotterbett zu senken. Unteroffizier Ralf Astaschoff, Führer eines Verlegetrupps, und drei Soldaten packen zu. Sie bugsieren die tonnenschwere Last so, daß sie die Schienen an das bereits liegende Gleis gut anschließen können.

Nur die wenigsten Soldaten besitzen spezielle Voraussetzungen für den Streckenbau. Die meisten kommen aus anderen Berufen, wie z. B. im Verlegetrupp: Unteroffizier Astaschoff und Soldat Günter Knigge sind Betriebsschlosser, Gefreiter Jochen Weber ist Verkehrseisenbahner. Nur Soldat Christian Podschwat kommt vom Fach, und er ist deshalb auch die rechte Hand des „Hauptmanns", wie die Soldaten den Kollegen Tschesch nennen. Arbeit und Lernen verschmelzen für alle Genossen miteinander. Seine Zusammenarbeit mit den Soldaten schätzt der Eisenbahner so ein: „Die Jungens sind willig und eifrig bei der Sache. Sie sind noch keine Fachleute, das sollen sie ja erst werden. Na ja, manchmal könnte ich aus der Haut fahren, wenn etwas nicht gleich so klappt, wie ich es gewohnt bin. Man muß eben viel Geduld haben, ihnen jeden Handgriff genau erklären, das Warum und das Wie, dann flutscht es auch."

Wie alle Armeeangehörigen, so haben auch die Eisenbahnpioniere militärische Normen zu erfüllen und zu unterbieten: im Schießen,





Messen und Rechnen gehört zum Bau der neuen Eisenbahnbrücke: Für Soldat Fischer (oben) heißt das, mit dem Theodoliten die Flucht der Bauteile vermessen; für Baggerführer Soldat Würriehausen (linke Seite), in einer Stunde 200 m³ Erde bewegen — und für den Kompaniechef die richtige Wacheinteilung vorzunehmen, um die Baustelle militärisch zu sichern (unten).

im Exerzieren und im Sport, in der Taktik und in der Schutzausbildung. Wichtig für sie sind aber auch die ökonomischen Kennziffern. Das Bauprogramm setzt einen genauen Termin, an dem der überholte Streckenabschnitt für den allgemeinen Verkehr freigegeben werden soll. Die zwei Schichten, die sich täglich ablösen, müssen also ihr Pensum schaffen, wenn kein Planrückstand eintreten soll.

Nicht immer haut alles so hin, wie es sein müßte, erklärt dazu Oberstleutnant Herrmann, Stellvertreter des Kommandeurs. Oft sind es Kleinigkeiten, die den Arbeitsfluß hemmen. Da liegt mal das Werkzeug nicht gleich griffbereit, da werden Schwellen nicht rechtzeitig genug herangeschafft. Einmal konnte über eine Stunde lang nicht geschweißt werden, weil ein Manometer defekt war und ein neues nicht schnell genug herangebracht wurde. Solche organisatorischen Mängel ärgern die Soldaten, weil sie Leerlaufzeiten bringen. Außerdem verlängert sich dadurch mitunter die Schicht. Grund genug für die Vorgesetzten, wirklich alle Voraussetzungen für die Erfüllung der Wettbewerbsziele zu schaffen...

Wirksame Hilfe erhalten die Genossen von einer in der DDR stationierten sowjetischen Eisenbahnpioniereinheit. Regelmäßig tauschen Spezialisten einzelner Tätigkeitsgebiete ihre Erfahrungen aus. Die sowjetischen Genossen stellten ihre Technologie, Normen und Ausbildungsunterlagen zur Verfügung. Alle Plantermine konnten unsere Pioniere so bisher einhalten.

Es ist eine alte Bauarbeitertradition, sich in einem Bauwerk zu verewigen. So kritzelt auch mancher Soldat Name und Datum auf eine Eisenbahnschwelle oder an ein Brückenteil. Das zeugt vom Stolz der Eisenbahnpioniere auf das, was sie selbst mit geschaffen haben. Ein Festtag ist es für sie, wenn sie wieder eine Teilstrecke fertiggestellt haben und der erste Zug darüber hinrollt. „Strecke frei!" verkündet dann der Signalmast am Schienenstrang.

Oberstleutnant Rolf Dressel



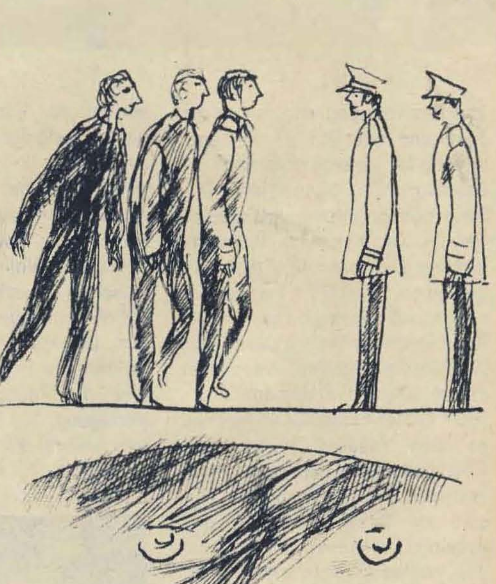
Soldaten schreiben für Soldaten



Erste Garnitur

Es war im vergangenen Jahr, im Frühsommer. Ich hatte junge Matrosen bekommen, gewitzte Jungen. Dies und jenes hatte ich ihnen bereits beigebracht, aber Pulver hatten sie noch nicht gerochen. Das Wetter spielte uns immer wieder einen Streich, Sturm folgte auf Sturm. Die Zielscheiben lagen im Hafen, statt auf offener See vor unseren Rohren vorbeizuziehen.
Plötzlich, wie so oft im Juni, schlug das Wetter um. Die See glättete sich, die Sonne brannte von morgens bis abends. Nur leichte Nebelfetzen hingen über der Wasserfläche, täuschten das Auge bei den Übungen. Wir wußten, daß wir in den nächsten Tagen schießen würden. Die Männer wienerten die Geschützrohre, wiederholten immer wieder längst bekannte Handgriffe, allen stand der Schweiß auf der Stirne.
Eines Morgens war es dann endlich so weit.
„Der Chef der Seekriegsflotte blickt auf uns", begann der Batteriechef nach dem üblichen Morgenappell ohne lange Einleitung. „Wir werden heute schießen. Mit scharfer Munition. Und zwar nicht auf irgendwelche Scheiben, sondern auf ein bewegliches, ferngelenktes Ziel."
Wir hörten in tiefem Schweigen zu. Es handelte sich um ein altes Schnellboot, das bereits außer Dienst gestellt und dessen Schicksal besiegelt war: unseren Salven als Ziel zu dienen. Das Boot — und das reizte uns — stand in dem Ruf, unverwundbar zu sein. „Haltet euch ran, Jungs", schloß der Batteriechef. „Ihr müßt es mit der ersten, spätestens mit der zweiten Salve treffen." Wir sahen uns ungläubig an. Ein schwimmendes Ziel voll zu treffen — das ist der Traum eines jeden Artilleristen. Aber würden sie uns es erlauben? Würden sie nicht das Schießen abbrechen, sobald die Einschläge in der Nähe des Ziels lagen? Schließlich war das keine Scheibe, sondern eben ein Schnellboot. Mochte es so alt sein, wie es wollte, es war ein Schnellboot.

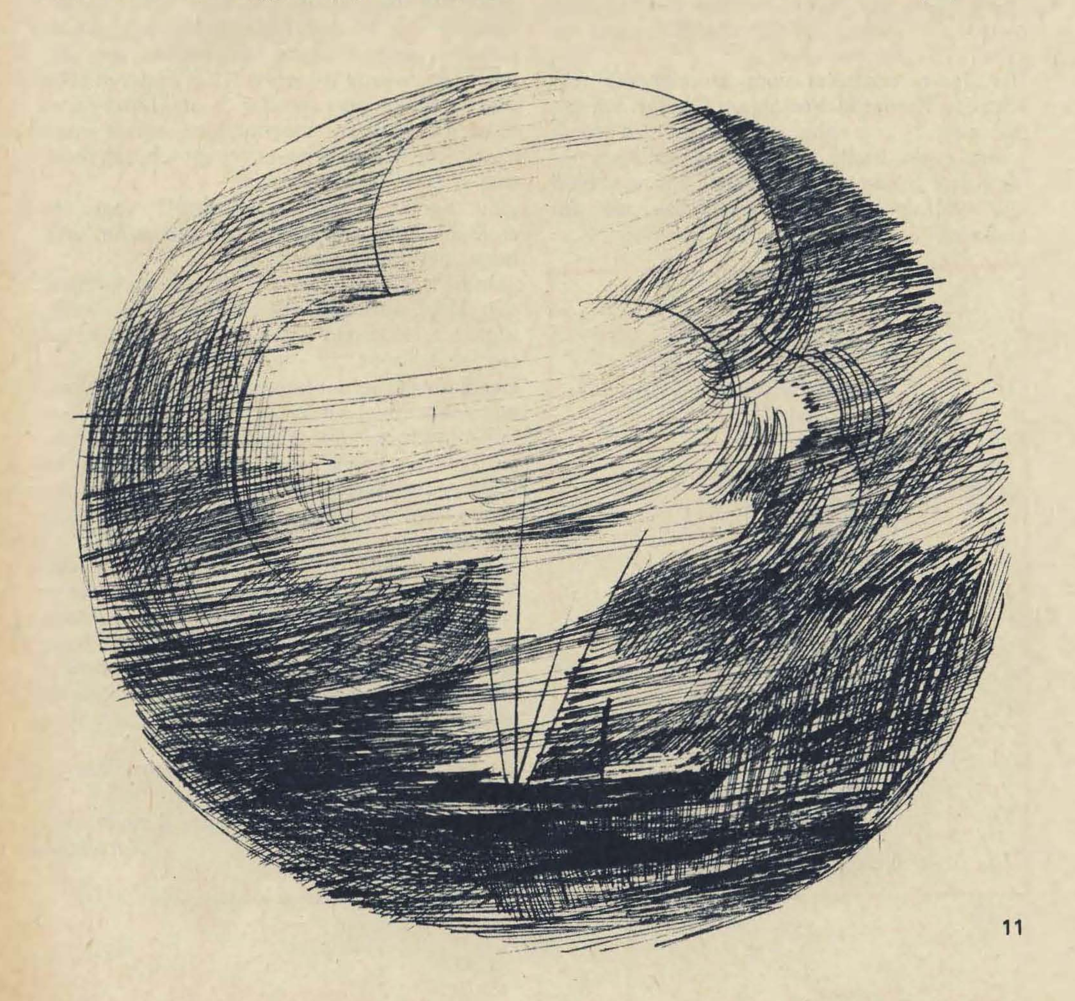
„Ihr müßt treffen", wiederholte der Batteriechef, als wüßte er von unseren Befürchtungen. „Das Ziel ist alt und hat ausgedient. Der Flottenchef meint, wir sollten ihm den Rest geben. Es geht also um die Ehre."
Ich spitzte die Ohren.
„Unser Flottenchef hat nämlich mit dem sowjetischen gewettet, daß das Boot nicht heil an unseren Rohren vorbeiziehen würde", setzte der Batteriechef hinzu. Ich stieß einen gedehnten Pfiff aus und zog rasch den Kopf ein; der Pfiff war mir ganz unkontrolliert entfahren.
„Was gibt's, Bootsmann?" Der Chef sah mich streng an. „Na, reden Sie schon!"
„Nichts, Genosse Kapitänleutnant!" erwiderte ich.
„Werden Sie treffen? Mit der ersten, spätestens mit der zweiten Salve..."
„Wir werden es versuchen."
Die Artilleristen begaben sich zu den Geschützen und ich zum Entfernungsmeßgerät. Dort setzte ich mich auf den Schemel, beugte mich über das Okular und blickte hinaus auf die See. Feine Nebelschleier. Wie gestern und vorgestern. Sie verwirrten, täuschten. Der





Teufel mochte wissen, wo die See aufhörte und wo der Himmel begann. Wie sollte ich das E-Meßgerät einstellen? Wie die Entfernung zum Ziel bestimmen? Und dann noch diese verflixte Wette, die hatte uns gerade noch gefehlt...
Ich lehnte mich zurück, sah die Matrosen an, die mit verdrießlichen Mienen neben mir standen.
„Reißt euch mal zusammen!" sagte ich. „Ohren steifhalten, Jungs!" fügte ich hinzu und ertappte mich dabei, daß ich die Worte unseres Batteriechefs wiederholte.
„Zu Befehl!" erwiderte Obermatrose Kowalik munter, doch im nächsten Augenblick verfinsterte sich seine Miene wieder. „Sie sind auch nicht gerade fröhlich, Genosse Bootsmann."
„Kein Geschwafel", fuhr ich ihn an. Plötzlich ertönte das Signal, das uns an die Geräte rief. Nichts als See. Und Nebelschleier. Leere. Kein Schnellboot zu sehen. Worauf sollte man hier schießen! Langsam schwenkte ich das E-Meßgerät, suchte, suchte weiter, suchte... Da! Oder war es eine Täuschung? Im Nebel war etwas wie ein Mast aufgetaucht. Aber weit, sehr weit entfernt. Ich drehte langsam an den Handrädern.
„Schneller, Genosse Bootsmann!" rief Kowalik erregt. „Schneller!" Da war es... Jetzt in den Teilstrichen der Optik festhalten, langsam mitgehen, damit es in der Mitte des Fadenkreuzes bleibt...
„Azimut sechzig", ächzte ich, während ich das Ziel verfolgte, das sich wie in Sprüngen vorwärtsschob, mit der Geschwindigkeit manövrierte und den Kurs änderte. „Entfernung zwölf, nein! Zwölfeinhalb..."
„Also wieviel nun?!" kam aus der Zentrale die ärgerliche Stimme des Batteriechefs. „Entfernung zwölfeinhalb, Azimut fünfundfünfzig...", stieß ich hervor und verfolgte mit dem E-Meßgerät das Gespensterboot, das im Dunst der dampfenden See auftauchte und verschwand. Aus der Zentrale kamen rasch aufeinanderfolgende Befehle. Und schließlich das Kommando — Feuer!
Ich preßte die Stirn an das E-Meßgerät, schaute so angestrengt, daß ich nur noch schwarze

Illustration: Wolfgang Würfel



Kreise vor mir sah, während ich auf die Einschläge wartete. Würden sie weit vom Schnellboot liegen? Welche Korrekturen mußte ich nach den Detonationen vornehmen? Den Chef der Seekriegsflotte, die Wette — das alles hatte ich völlig vergessen. Ich dachte nur an eins: Wie konnte ich den Operateur überlisten, der von einem anderen Boot aus das Ziel steuerte? Wie seine Reaktion auf unsere Salven voraussehen?
Da waren die Wassersäulen! Zwei Kabellängen hinterm Ziel.
Die Entfernung war richtig. Was nun? Würde das Ziel die Fahrt beschleunigen oder nicht? Würde es zur Seite ausweichen, weiter von der Küste fort, oder würde es näher herankommen? Rasch, keine Zeit verlieren, rasch! „Azimut dreiundfünfzig, Entfernung zwölf", meldete ich automatisch.
Der Offizier brüllte seine Kommandos, um erneut die Feuerbereitschaft herzustellen, und mir stockte für einen Moment der Atem. Wenn wir jetzt nicht trafen, würde das Boot entkommen. Oder sie befahlen uns, das Feuer einzustellen, um das Boot zu retten. Und dann waren die Wette, der Oberbefehlshaber, die Ehre... Teufel nochmal!
Der Turm erzitterte vom Donner der Abschüsse. Wieder klebte ich am Okular. Ich sah das Ziel. Es zog ruhig seine Bahn. Ein wenig schien es die Richtung geändert und Kurs auf die Küste genommen zu haben. Was war bloß los, wollten denn die Geschosse nie ankommen? Schneller, schneller!

Befehle

Manch einer
will nicht
begreifen,
daß sie uns
dienen
wie unsere
Panzer;

und mit denen
— das verstehen
sie schon —
lernen wir
auch nicht erst
umgehn,
wenn es
zu spät ist.

Gefreiter d. R. Klaus Rahn

Da! Eine Wassersäule schoß dicht hinterm Boot empor. Das zweite Geschoß schlug eine Kabellänge zu kurz in die See. Das dritte, das dritte... nein, unmöglich, doch! Es hatte getroffen! Aufbauten flogen durch die Luft. Den vierten Einschlag hatte ich nicht gesehen. Doch ich wußte, er saß zusammen mit dem dritten mitten im Ziel.
„Nun?! Korrekturen! Schneller! Was ist, zum Teufel?!" wütete der Batteriechef. „Haben Sie die Sprache verloren?!"
„Feuer einstellen!" ertönte die Stimme des Leiters des Schießens. „Da haben wir's", stöhnte der Batteriechef. „Genosse Kapitänleutnant", stieß ich endlich hervor, „Volltreffer!"
Ehe ich mich versah, wurde es eng um das E-Meßgerät. Alle wollten das getroffene Ziel sehen, dem sich rasch das Führungsboot näherte. Es war schon nahe heran, als sich der Bug des getroffenen Bootes hob und das ehemalige Schnellboot langsam in die Tiefe versank. „Aus!" riefen die Genossen. „Den haben wir aber..."
„Genosse Kapitänleutnant, bitte ans Telefon", meldete der Funker. Wir beobachteten das Gesicht unseres Chefs. Er begann mit der Meldung, wurde jedoch von der anderen Seite unterbrochen, also stand er da und hörte zu, er hatte nur Haltung angenommen. Selbst wenn man nicht wüßte, mit wem er sprach, sah man, daß es nicht irgendwer war.
„Zu Befehl, Genosse Admiral!" sagte er endlich, legte den Hörer auf und nahm eine bequemere Haltung ein.
„Und?" entfuhr es mir. „Wird uns der Admiral den Kopf abreißen? Wette hin, Wette her", fügte ich erklärend hinzu, „ein Schnellboot ist ein Schnellboot..."
Der Batteriechef seufzte erleichtert auf. „Nein, wir sollen uns auf Besuch vorbereiten. Vom Führungsboot." Die Augen des Chefs leuchteten geheimnisvoll und verschmitzt auf, er schwieg eine Weile, doch offenbar mußte er uns sagen, was er erfahren hatte, denn er fuhr sogleich fort:
„Unsere Gäste werden uns, entgegen der Vorschrift, nur im Bordanzug ihre Referenz erweisen. Objektive Schwierigkeiten, an denen wir nicht ganz schuldlos sind, zwingen sie dazu. Sie hatten geglaubt, mit ihren Steuerungskünsten auch uns ein Schnippchen schlagen zu können, und es nicht für nötig befunden, ihre ‚Erste Garnitur' vom Zielboot..."
Da beschlossen wir, besonders freundlich zu sein.

Hauptmann Bogdan Barnikowski (Warschau)

Aus dem Polnischen übersetzt von Kurt Kelm

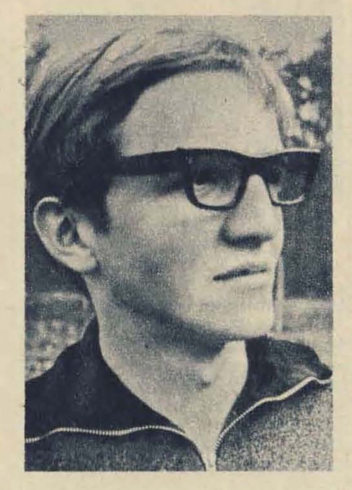


hopp, hopp, hopp,

Nicht wie die Pferdchen im Galopp, aber doch recht munter hüpfen hier die Soldaten der Gruppe Gatzke über die Hürden. Allzu hoch sind die ja auch nicht. Da gab's ganz andere in ihrem ersten Armee-Halbjahr. Unterfeldwebel Peter Gatzke standen beim Achtertest, der sportlichen Überprüfung der jungen Wehrpflichtigen, fast die Haare zu Berge. Wie sich einige da anstellten! Sport schien für sie bisher ein Fremdwort gewesen zu sein. Mit diesen Leistungen waren die bevorstehenden militärischen Aufgaben kaum zu schaffen. Gatzke nahm die Genossen zusammen und erläuterte sein „Progamm". Nicht bei allen gab es darob hellen Jubel. Das hieß ja „ackern" in der Freizeit, was sie gar nicht gewohnt waren. Eigentlich hatte nur Soldat Reinhard Wischnewski ein bißchen Kraft und Kondition von zu Hause mitgebracht. Er wurde dann auch Gatzkes „rechte Hand" beim Training. Nicht weniger wichtig aber war ein Mann wie Manfred Seitz



(siehe Porträt). Für den 3000-m-Lauf reichte seine Kondition einigermaßen, bei den Kraftübungen jedoch ging er in die Knie. Aber mit welchem Willen und Einsatz er sich mühte, die Gewichte zu schaffen, das mußte einfach mitreißen. So wurde er die moralische Stütze des Gruppenführers gewissermaßen.
Kraft war überhaupt die weiche Stelle, die unbedingt gehärtet werden mußte. Aber irgendwie sollte auch ein bißchen Reiz und Spaß an der Sache sein. Und da ließen sich Gruppenführer Gatzke und sein „Assistent" Wischnewski einiges einfallen.
Die 50-kg-Hantel war unübersehbar am Eingang ihres Kompaniegebäudes postiert.



Fußball war — wie überall — Trumpf im Freizeitsportblatt der Gruppe. Ausdauer und Beweglichkeit holten sie sich hier — und vergaßen dabei auch nicht ihr Kraftmanko. Die Halbzeitpause war für sie keine Ruhepause. „Weil wir gerade so richtig warm waren, das ist ja wichtig bei der Kraftarbeit, legten wir ein paar Scheiben auf die Hantel und machten einen kleinen Stemmerwettkampf", erklärte das Peter Gatzke. Oder sie gingen auf die Matte und schafften sich bei einer Art Judo-Freistilringkampf. Da ging's rund. Auch





Da kam von den Gatzkes kaum noch einer vorbei, ohne sie ein paar Mal hochreißen. Dabei schufen sie sich die Grundlage, um auch diese „Einlagen" ihres Chefs zu verdauen: Liegestützbeugen mit einem Sandsack im Genick, Klimmziehen mit je einem 7,5-kg-Rundgewicht an die Füße gehängt. Training unter erschwerten Bedingungen. Umso leichter war's dann im Wettkampf (sprich: bei der Normenüberprüfung).

wenn hinterher mal die eine oder andere Trainingsjacke geflickt werden mußte.
Über ihre Anfangs-Achtertestwerte lächelten sie bald nur noch. Statt Vieren und Fünfen waren jetzt Einsen und Zweien die große Mode. Und für den Bestentitel, den die Gruppe stolz nach einem halben Jahr in Empfang nehmen konnte, war nicht zuletzt ihr regelmäßiges Training in der Freizeit verantwortlich.

Oberstleutnant Horst Kohle

Kunst ist Waffe

Am 1. März wurden verschiedene Persönlichkeiten mit dem Theodor-Körner-Preis geehrt. Wofür wird der verliehen?
Christina Heide, Marienberg

Für hervorragende Kunstwerke, die Themen der sozialistischen Landesverteidigung behandeln. Ebenso werden damit Verdienste bei der Entwicklung der künstlerischen Arbeit und des kulturellen Lebens in der NVA und den anderen bewaffneten Organen gewürdigt.

Groschen endlich gefallen

Auf einer Dienstreise sah ich am 28.3.73 in der Mitropa-Gaststätte Neustrelitz ein Mädchen, das ich gerne wiederfinden möchte. Sie trug eine dunkelbraune Knautschlederjacke, einen weißen Pulli



und eine dunkle, rotbraune Strickhose. Ich weiß nur, daß sie in Neustrelitz lernt, arbeitet oder studiert. Sie fuhr um 19 Uhr mit einem Bus ab. Ich saß rechts neben ihr und hielt mich stumm an einem Bier fest. Wenn sie Interesse hat und diese Zeilen liest, möchte sie mir bitte schreiben.
Unteroffizier Ingolf Berg
(Anschrift bei der Redaktion)

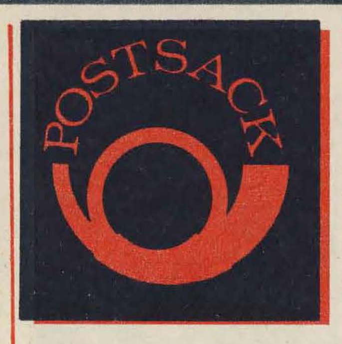
Verpflichtende Tradition

Die Volksmarine erhielt ihren Namen doch erst nach Aufstellung der NVA. Wann war das?
Gefreiter Detlef Krohn

Am 3. November 1960 anläßlich des 42. Jahrestages des Kieler Matrosenaufstandes von 1918.

... und doch wiedererkannt

Mit großer Freude las ich den Beitrag „Grenzkontrolle auf See" in der AR 3/73. Ich war von 1963 bis 1966 selbst Bootsführer und fühlte



mich beim Lesen in diese Zeit zurückversetzt. Stabsobermeister Ulrich Rochow war uns jungen Genossen, stets Vorbild. Ihm und Stabsobermeister Willy Hader sowie allen anderen Genossen, mit denen ich bei der Grenzbrigade Küste gedient habe, herzliche Grüße.
Obermaat d. R. Günther Schilling, Ottendorf-Okrilla

Wir wollen's nicht hoffen!

Bei manchen Zuschriften habe ich den Eindruck, daß einzelne Genossen die Vorschriften nicht richtig studieren. Haben sie ihren Kopf nur zum Haareschneiden?
Harry Fiedler, Wolmirsleben

Adju's haben Seltenheitswert

Gibt es auch bei der NVA Adjutanten?
Axel Klein, Jena

Die gibt es nur vereinzelt, z. B. beim Chef eines Militärbezirkes. Es sind Gehilfen höherer Kommandeure mit speziellen Aufgaben.

Nicht beim Zahnarzt

In einer Reportage las ich den Begriff Warteraum. Was ist darunter zu verstehen?
Günter Krabbert, Haldensleben

Das ist kein Raum, wo die Soldaten Däumchen drehen, sonden ein Gelände, in dem sich Truppen



zeitweilig gedeckt und dezentralisiert aufhalten, bis sie weitere Gefechtshandlungen ausführen oder woandershin verlegt werden.

Auf den Geschmack gekommen

Mit dem neuen Kleid und der Neuordnung der Innereien gefallt ihr mir so gut, daß ich euch demnächst abonnieren werde.
Feldwebel Michael Otto

Noch mehr?

Seit einem Jahr bin ich Reservist, aber die AR gefällt mir noch immer. Nur vermisse ich ausreichend hübsche Mädchen. Bei uns gibt es viele gutaussehende Puppen, und den Soldaten würden sie auch gefallen.
Klaus Kegler, Watzschwitz



Vorbeugen ist besser als heilen!

Müssen sich eigentlich alle Armeeangehörigen impfen lassen?
Soldat Günter Kietzmann

Die Impfungen in der NVA sind eine gesetzliche Pflicht, die dem Schutz des einzelnen und der Truppe vor Infektionskrankheiten dienen. Davon kann man nur vom Arzt befreit werden.

Doch Panzer auf Filzlatschen?

Meiner Meinung nach gab und gibt es doch Panzer, deren Ketten über Gummipolster verfügen (Postsack 3/73). Zum Beispiel hatten fast alle USA-Panzer des 2. Weltkrieges auf Ketten aufvulkanisierte Gummistollen, um damit ihre Geländegängigkeit zu erhöhen. Auch heute gibt es solche Panzer, z. B. den M 41, den japanischen ST-B, die amerikanischen Selbstfahrlafetten M 53 und M 107 sowie die BRD-Schützenpanzer HS-30 (lang), SPW 10 (kurz) und Marder. Die USA-Luftlande-SFL M 56 hat eben-

falls Gleisketten, die aus Gummi bestehen, mit Metallstollen versehen sind und auf vier luftbereiften Rädern laufen.
Axel Grau, Berlin Pankow

Anfrage aus Orenburg

Ich suche eine Freundin, die 14 Jahre alt ist. Ich möchte gern mit einem deutschen Mädchen in Briefwechsel treten, es kann aber auch ein Junge sein.
Ramila R. Suleimanowa, 462113 UdSSR, Nikitino Bez. Orenburg; Rayon Saraktaschsk.

Rückkopplung

Die Kritik des Genossen Unteroffizier Karl-Heinz Wilde, die Sie uns übermittelten, war berechtigt. Wir haben Vorsorge getroffen, daß sich der von ihm kritisierte Verstoß nicht wiederholen kann. In einer Aussprache wies er uns auf einige weitere Mängel in der Dienstorganisation hin, die wir beseitigen werden.
Oberstleutnant Dipl.-Ing. oec. Löser

Der Appetit kommt beim Essen

Ich finde, die AR wird immer besser. Vor allem ist sie eine gute Dokumentation für zukünftige Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere. Sie hilft ausgezeichnet bei der Wahl des Offiziersberufes und baut manche falsche Vorstellungen über die NVA ab, die noch in einigen Köpfen junger Wehrpflichtiger umherschwirren.
Unterleutnant d. R.
Wolfgang Spiegel, Leipzig

Blick hinter die Kulissen

Auch unsere bessere Hälfte kann aus der AR manches lernen. Viele Wehrpflichtige sind verlobt oder verheiratet, und die Bräute und Ehefrauen kennen sich meistens weniger aus als die Männer, was da hinter dem Kasernentor passiert.
Oberfeldwebel Christian Stiehler

Nachweispflichtig!

Bin ich als Reserveoffizier berechtigt, einen Ehrendolch zu besitzen?
Oberleutnant d. R. Paul Fitz, Blankenfelde

Selbstverständlich, nur muß er im Wehrdienstausweis eingetragen sein.

Je nach dem

Ist es falsch, einen Offiziersschüler auch als Soldaten zu bezeichnen?
Emil Jakowenko, Oelsnitz

Das kommt auf die Betrachtungsweise an. Im weiten Sinne des Wortes kann man alle Armeeangehörigen als Soldaten ansehen. Meint man dagegen den Dienstgrad, dann muß man selbstverständlich konkret bleiben.

Immer auf dem laufenden

Wie oft haben die Soldaten in der Woche Politschulung?
Karl Werbke, Bautzen

Im Monat sind es 14 Stunden, die in der Regel an zwei aufeinanderfolgenden Tagen stattfinden.

Blankgezogen

Ich bin begeisterter Sammler von Blankwaffen. Gibt es darüber Literatur?
Offiziersschüler
Hans-Georg Feesche

„Prunkwaffen" heißt ein neuer Bildband von Johannes Schöbel, der vom Militärverlag der DDR voraussichtlich im IV. Quartal 1973 herausgegeben wird. Darin finden Sie eine Übersicht über kostbare Waffen aus dem Historischen Museum in Dresden, einer der umfangreichsten Prunkwaffensammlungen der Welt. Ansonsten schauen Sie mal in alle Lexika (z. B. Meyer's Lexikon) unter Waffen. Dort sind meist auch Literaturangaben.

Manipulierung durch Sprachregelung

Im Zusammenhang mit den Rassendiskriminierungen in Südafrika wird meistens von Apartheidpolitik gesprochen. Was ist damit gemeint?
Gefreiter Peter Münzner

Apartheid heißt Absonderung, getrennte Existenz. Dieses an sich harmlose Wort soll eine Politik verharmlosen und bagatellisieren, die ein faschistisches System von Maßnahmen zur politischen, wirtschaftlichen und sozialen Unterdrückung, Diskriminierung, Verfolgung und Vernichtung farbiger Bevölkerungsteile darstellt. Sie wird vor allem von den herrschenden weißen Minderheiten in Südafrika und Südrhodesien angewendet und richtet sich gegen alle nichtweißen Bewohner dieser Länder.

Soldaten des Andenlandes

Interessiert verfolge ich die Ereignisse in Chile. Können Sie mir mitteilen, wie stark die chilenische Armee ist?
Wenzel Sauerland, Goldberg

Nach unseren Informationen sind es etwa 60000 Mann, davon 38000 bei den Land- und 14000 bei den Luftstreitkräften.

Dr. rer. mil.

Im Lexikon stieß ich bei den akademischen Graden auf den Titel Dr. rer. mil. (Doktor der Militärwissenschaften). Kann die Militäraka-

demie „Friedrich Engels" in Dresden diesen Titel verleihen?
Alfred Mielke, Greifswald

Allein die Militärakademie hat auf diesem Gebiet Promotionsrecht, man kann also nur dort diese Doktorwürde erlangen.

... die Solidarität

Vielen jungen Nationalstaaten leistet die Sowjetunion Entwicklungshilfe. Gibt es Angaben darüber, wieviele Länder das sind?
Obermaat Sigurd Hansen

Mit 45 Ländern Asiens, Afrikas und Lateinamerikas bestehen Abkommen über wirtschaftliche und technische Unterstützung. Die Sowjetunion half beim Bau von 800 großen Betrieben, von denen über 400 bereits erfolgreich arbeiten.

Marine-Hausbuch

Man liest öfter vom Bordbuch, das auf einem Schiff geführt wird. Was steht denn da drin?
Marlies Oeser, Geyer/Erzg.

Das ist eine Art polizeiliches Meldebuch, in das alle an Bord befindlichen Personen eingetragen werden. Ferner werden darin die Zeiten des Aus- und Einlaufens, zweimal täglich der Standort des Schiffes sowie besondere Ereignisse im Zusammenhang mit der Fahrt vermerkt.

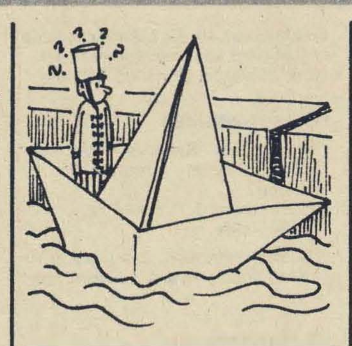
Die Kohlen stimmen

Erhalte ich als lediger Reservist beim Reservistenwehrdienst nur Wehrsold oder auch den Lohnausgleich vom Betrieb?
Gefreiter d. R. Lutz Ganschow, Berlin

Ihnen steht natürlich auch der Lohnausgleich zu.

Sieben (Chancen) auf einen Streich

Ich beabsichtige, als Unteroffizier auf Zeit zu den Grenztruppen zu gehen. Welche Dienststellungen könnte ich dort einnehmen?
Harald Siebert, Karl-Marx-Stadt



Gruppenführer in einer Grenzkompanie, Fährtenhundeführer, Zwinger- oder Futtermeister bei den Diensthunden, Motorenmeister auf einem Boot (Binnengewässer), Waffen- oder Nachrichtenunteroffizier in einer Grenzkompanie, Truppführer für Wartung des Grenzmeldenetzes.

„sub omni canoni"

Der Ausspruch „unter aller Kanone" wird meistens für „unter aller Kritik" oder „wertlos" gebraucht. Was bedeutet er aber wirklich?
Feldwebel Fred Meinhardt

Mit einem Geschütz hat er tatsächlich nichts zu tun. Er stammt vielmehr von einer im 19. Jahrhundert in Schülerkreisen gebräuchlichen scherzhaften Übersetzung der lateinischen Redewendung „sub omni canone", wobei canon der herkömmliche Maßstab des Lehrers zur Bewertung von Schülerarbeiten war (canon = Maßstab, Richtschnur).

Vater Staat gibt Starthilfe

Ich habe geheiratet und möchte nun einen Kredit für junge Eheleute aufnehmen. Was darf ich mir dafür alles kaufen?
Unterfeldwebel K. Peters

Alle Gegenstände, die zur Erstausstattung einer Wohnung gehören, wie Möbel, hauswirtschaftliche Geräte und Gegenstände einschließlich Fernseher, Bettwäsche, Gardinen und Beleuchtungskörper. Der Minister für Handel und Versorgung hat eine spezielle Warenliste herausgegeben, die dafür maßgebend ist und bei den Kreditinstituten ausliegt.

Boot oder Schiff — das ist hier die Frage!

Besteht eine bestimmte Tonnagegrenze, nach der man zwischen Schiffen und Booten unterscheiden kann?
Gerald Stolle, Radebeul

Eine solche Grenze ist nicht festgelegt, da hier nach taktischen Gesichtspunkten unterschieden wird. Man könnte die Grenze etwa zwischen 100 und 200 ts annehmen. Es gibt jedoch auch Boote, die noch mehr Wasserverdrängung haben, andererseits gibt es Schiffstypen, die noch kleiner sind.

Ein Herz für den Panzer

Ich möchte Panzerwart werden und in einer Werkstatt arbeiten. Was habe ich da zu tun?
Jürgen-Rudi Rau, Guetsch

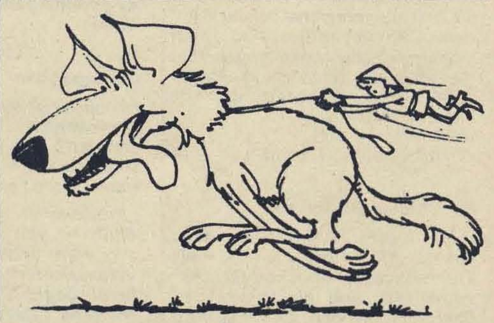
Der Gruppenführer für Instandsetzung, Wartung, Bergung und Versorgung ist Berufsunteroffizier, der mindestens zehn Jahre dient. Er muß die Technik, Organisation und Technologie der Instandsetzung beherrschen und die Grundsätze der Lagerhaltung kennen. Mit seiner Gruppe, die er anleitet und kontrolliert, hat er die Normzeiten für die Instandsetzung einzuhalten.

Der Diensthund — dein Freund und Helfer

Wir sprachen in der Gruppe über das Leistungsvermögen von Diensthunden, aber keiner konnte konkrete Angaben machen. Gibt es dafür bestimmte Daten?
Soldat Heiko Naukat

Vom Schäferhund, der meistens verwendet wird, ist bekannt, daß er etwa 8mal besser hört und 12mal besser riecht als der Mensch. Seine Laufgeschwindigkeit beträgt bis zu 60 km/h.





Sicher ein Versehen

Während meines Wehrdienstes hat mir die Sparkasse einen Kredit gestundet. Als ich in die Reserve versetzt wurde, rechnete sie mir für die anderthalb Jahre Zinsen ab. Gibt es das?
Klaus Drost, Bernburg

Das ist nicht richtig. Nach der 2. Durchführungsbestimmung zur Unterhaltsverordnung vom 25. März 1968 (GBl, II, S. 202) müssen Kredite während des Wehrdienstes zinslos gestundet werden.

AR-Markt

SUCHE:
Typenblätter bis einschließlich AR 8/68, vor allem Waffen faschistisches Deutschland. Hans-Uwe Richter, 703 Leipzig, Scheffelstraße 23.

BIETE:
AR 2 bis 12/68 sowie Jahrgänge 1967 bis 1972 zum Verkauf oder auch Tausch gegen DDR-Briefmarken von 1960 bis 1969.
Roland Thiel, 5903 Creuzburg, Thälmann Str. 3

AR-Hefte 7 bis 9/1963; 4 bis 6/1964, 5/1965; 1, 3, 7, 10 und 11/1966; 1, 5, 6, 8 bis 11/1967; 5, 10/1968; 1, 6, 7/1970.
Wolfgang Voerkel, 7113 Markkleeberg-Ost, Colkwitzer Weg 2

AR von Mai 1965 bis Dezember 1972.
Manfred Oltersdorf, 89 Görlitz, Schillerstraße 2

AR-Typenblätter (außer Flugzeuge und Raumflugkörper) von 1962 bis 1973, etwa 340 Stück. Suche Interessantes in Bild und Text über die Raumfahrt (außer aus der AR), u. a. das Buch „Raumschiffe, Raumsonden, Erdsatelliten" von Pfaffe/Stache (neuere Auflage).
Ulf Zaschke, 728 Eilenburg, Paul-Heinze-Str. 18

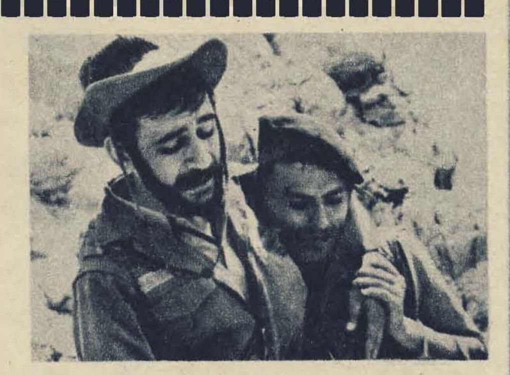
Runderneuerung je nach Bedarf

Stimmt es, das Reservisten nach zwei oder vier Jahren erneut einberufen werden?
Martin Vettermann, Karl-Marx-Stadt

In der Regel ja, doch gibt es dafür keine genau festgelegten Zeitabstände. Die Fristen können auch länger oder kürzer sein. Das hängt u. a. von der Notwendigkeit der weiteren militärischen Qualifizierung des Reservisten und dem Bedarf in den Truppenteilen ab.

Vignetten: Klaus Arndt

IM AUGUST IN DEN KINOS



Mit 20 Jahren in den Aures

Das ist: ein mit 20 Jahren zum Mord bestellter Franzose im schmutzigen Algerien-Krieg gegen Menschen, die sich kolonialer Unterdrückung erwehren. Das ist: mit 20 Jahren auf verlorenem Posten. Rene Vautier, ein Franzose auf algerischer Seite, hat mehr als nur einen Film über den Algerienkrieg gemacht, der von 1954 bis 1962 dauerte. Doch die Realisierung dieses schon 1956 als Szenarium vorhandenen Spielfilms war erst im Jahre 1971 möglich, nachdem auch in Frankreich die Wahrheit über den barbarischen Kolonialkrieg nicht länger verschleiert werden konnte. Eine Gruppe junger Franzosen wird einem Leutnant unterstellt, der sich Respekt und Gehorsam mit seinen „Indochina-Erfahrungen" verschaffen will. Sie bilden ein Kommando, das den Auftrag hat, Kämpfer der algerischen Befreiungsfront aufzuspüren und zu liquidieren. Und am Rande der Sahara, in den Ausläufern des Auresgebirges, vollzieht sich die Menschenjagd auf Algerier. Jedoch, einer der Gezwungenen, Noel, weigert sich, zu töten und flieht mit dem Gefangenen, den umzubringen ihm befohlen worden war. Er teilt das Wasser mit ihm, führt ihn und sich selbst in die Obhut von Fellachen, deren nomadische Behausung er entdeckt. Unterdes dringt auf der Suche nach dem Deserteur auch der Kommandotrupp bis hierher vor. Das Lager wird zerstört. Unter den Toten ist auch Noel. Ihn traf die Kugel eines Algeriers, eines Freundes, der das Gewehr nicht auf ihn, den Unerkannten, sondern auf die Uniform des Feindes richtete, die er trug. Rene Vautier belegt die Authenzität seines Films mit einer Fülle von Kriegsteilnehmeraussagen, die er auf Tonband festgehalten hat. Die von ihm offenbarte bestialische Realität des neokolonialistischen Krieges prangert den Imperialismus an, der nicht aufgehört hat, Kriege zu führen.

Gehrmann

Heißer Schnee — Über diese erfolgreiche sowjetische Verfilmung des erfolgreichen Buches von Juri Bondarew lesen Sie mehr auf den Seiten 56 bis 60.

Kardiogramm — Der junge Arzt im Mittelpunkt dieses polnischen Films sieht sich hineingezogen in die noch nicht überwundene Zurückgebliebenheit des flachen Landes.

Das späte Mädchen — Ein heiterer französischer Film mit Annie Girardot in der Hauptrolle. Schauplatz: ein Seebad im Mittelmeer.

Roter Mohn von Issyk-Kul — Ein abenteuerlicher Streifen aus dem Kirgisfilm-Studio. In den bewegten zwanziger Jahren führen Grenzsoldaten der Roten Armee erbitterte Kämpfe gegen Konterrevolutionäre im Tienschan-Gebirge.

Die Explosion — SR Rumänien. Die erregenden Ereignisse um ein in Brand geratenes Schiff mit hochexplosiver Fracht. Menschen, die sich bewähren, und Menschen, die versagen.

Morgiana — Eine Doppelrolle für Iva Janzurova: Zwei Schwestern, die eine schön, die andere häßlich. Wahrsagerei, Giftmord, Erpressung, Selbstmord ... Eine tschechoslowakische Literaturverfilmung.





Rudolf Ungr

Bildreporter unserer tschechoslowakischen Bruderzeitschrift „československý voják"



Mit zweiundzwanzig Jahren begann der heutige Fučikpreisträger seine Laufbahn als Militärfotograf — indem er Paßbilder anfertigte. 1933 war das, in den Streitkräften der ersten Tschechoslowakischen Republik, in denen er seinen Wehrdienst bei einer Pioniereinheit ableistete. Immerhin, er lieferte auch Fotos für die Regimentschronik und erhielt sogar in dieser Zeit für einen „Sonnenuntergang mit Kornfeld" auf einer Ausstellung in Brno zum ersten Mal einen Preis.

Gepackt hatte ihn die Fotoleidenschaft freilich schon früher: Noch als Elektromonteurlehrling ersparte er sich von seinem äußerst bescheidenen Taschengeld eine Box. Er stand noch in der Morgendämmerung auf, um den Sonnenaufgang nicht zu verpassen, sah sich Bildergalerien an und besuchte Fotoausstellungen. Zur künstlerischen Fotografie zog es ihn hin — und doch freute er sich schon, wenn Bekannte bei ihm Aufnahmen für ihr Familienalbum bestellten.




ar
STELLT VOR











Das war, wie gesagt, vor seiner Militärdienstzeit gewesen — seiner ersten, muß man hinzufügen. Das Kriegsgeschehen verschlug ihn später nach Italien, wo sich der Antifaschist Rudolf Ungr der Widerstandsbewegung anschloß. Kommunist war er damals noch nicht; aber er wurde es bald. Gleich nach seiner Rückkehr in die Heimat — im Jahre 1946 — trat er der KPČ bei. Froh war er, wieder daheim zu sein; doch seinen Freudenbecher vergällte ein dicker Wermutstropfen: 6000 Negative — alle in Italien belichtet und auch als Zeitdokumente von großem Wert — waren ihm unterwegs verloren gegangen.

Rudolf wurde wieder Soldat, half mit, die Tschechoslowakische Volksarmee aufzubauen — und hatte trotz der vielen abhanden gekommenen Aufnahmen die Lust am Fotografieren nicht verloren. Bereits im Majorsrang, wurde Rudolf Ungr 1953 Bildjournalist bei der damaligen tschechoslowakischen Armeeillustrierten. Als ziviler Bildreporter übernahm ihn 1958 der „československý voják".

Fragt man den nicht sehr großen, wendigen und es immer sehr eilig habenden Genossen — der, nebenbei gesagt, ein perfektes Deutsch spricht —, was ihn denn so gewaltig zur Fotografiererei hintrieb, so antwortet er ohne lange zu überlegen: „Der Drang, das Leben im Bild festzuhalten."

Gar nicht gern hat er „die Arbeitsweise einiger Kollegen, die den Soldaten erst fünf Kilometer herumjagen, um dann ein ‚dynamisches Foto' zu schießen." Und er ist der Überzeugung, man solle „auch bei militärischen Motiven die Landschaft, die Stimmung gut einfangen, selbst wenn einige Leute heutzutage darauf weniger geben."

Der Genosse Rudolf Ungr weiß, was er will, und er handelt andererseits mit festem Willen und nach bestem Wissen. Nicht nur als Fotograf, Journalist, Mensch. Auch und vor allem als Parteimitglied und Sekretär der Grundorganisation. So wie in der Kriegs- und Nachkriegszeit stand er 1968 seinen Mann, steht er ihn auch heute.

„Nur die Zeit, die knappe Zeit", stöhnt er zuweilen. „Parteisekretär und Bildreporter, das ist ein bißchen viel. Bin mit zweiundsechzig Jahren ja auch nicht mehr der jüngste. Aber man muß doch dranbleiben — vor allem, weil es noch so manchen zu gewinnen gilt, der sich damals vom Gegner hat verblenden lassen. Da kämpfe ich halt weiter — als Genosse und als Bildreporter."

EGBERT



Ein Fall mit Fragezeichen?

Aus der Arbeit der Militäroberstaatsanwaltschaft

„Der Angeklagte wird wegen Vergehens der unerlaubten Entfernung in Tatmehrheit mit mehrfachem teilweise versuchten Vergehen des Diebstahls zum Nachteil persönlichen Eigentums — zu einer Freiheitsstrafe von 10 Monaten verurteilt."
Der große und kräftige junge Mann (20), der da vor der Strafkammer eines Militärgerichts reuig und zerknirscht in der Anklagebank steht, hat dreimal seine nähere Umgebung in der NVA schockiert. Einmal ist er nicht rechtzeitig aus dem Urlaub zurückgekehrt, ein anderes Mal entwich er einfach aus der Dienststelle. Bei einer dritten unerlaubten Entfernung ließ er dabei noch Geld mitgehen, das ihm nicht gehörte. Jedesmal waren kosten- und zeitaufwendige Fahndungen und Suchaktionen die Folge. Wegen des ersten Vergehens verurteilte ihn das Militärgericht auf Bewährung; für den Fall der Nichtbewährung wurde eine Freiheitsstrafe von 8 Monaten angedroht. 6 Monate später mußte das Gericht wegen des zweiten Vergehens den Vollzug dieser Strafe anordnen. Und nun, drei Wochen später, steht er das dritte Mal vor Gericht, weil er in den 18 Tagen zwischen der Beschlußverkündung und -verwirklichung dieses dritte schwere Delikt begangen hat. Insgesamt wird er nun 18 Monate „sitzen". Ein „dicker Hund"! Die Beteiligten sehen sich betreten an. Noch immer sind sie erstaunt und enttäuscht darüber, daß Dieter F. innerhalb eines Jahres so einen krassen Abstieg vom Positiven zum Negativen machte. Ein Fall mit Fragezeichen?

✦

Die Militäroberstaatsanwaltschaft in Berlin forderte im Zusammenhang mit der Überwachung der Strafenverwirklichung die Akte Dieter F. vom Militärstaatsanwalt, der den Vorgang bearbeitet hatte, an. Wenn auch unserem sozialistischen Recht Formen der Willkür und Rechtsbeugung fremd sind, so kann es doch Einzelfälle menschlichen Versagens von Mitarbeitern der Strafverfolgungsorgane geben. Deshalb wird durch die Militäroberstaatsanwaltschaft kontrolliert, ob die Bearbeitungsfristen eingehalten wurden, ob richtig zwischen Disziplinverstoß und Militärstraftat unterschieden wurde, ob das Strafmaß der Gesellschaftswidrigkeit des Vergehens entspricht usw. Das ist das eine. Das andere ist die Befolgung eines wichtigen Prinzips unseres Strafrechts: Alle Rechtspflegeorgane sind verpflichtet, möglichst gründlich die Ursachen und Bedingungen aufzudecken, die dazu führten, daß ein Mensch straffällig wurde. Das geschieht, um daraus Lehren zu ziehen und durch entsprechende Maßnahmen und Belehrungen ähnlichen Fällen

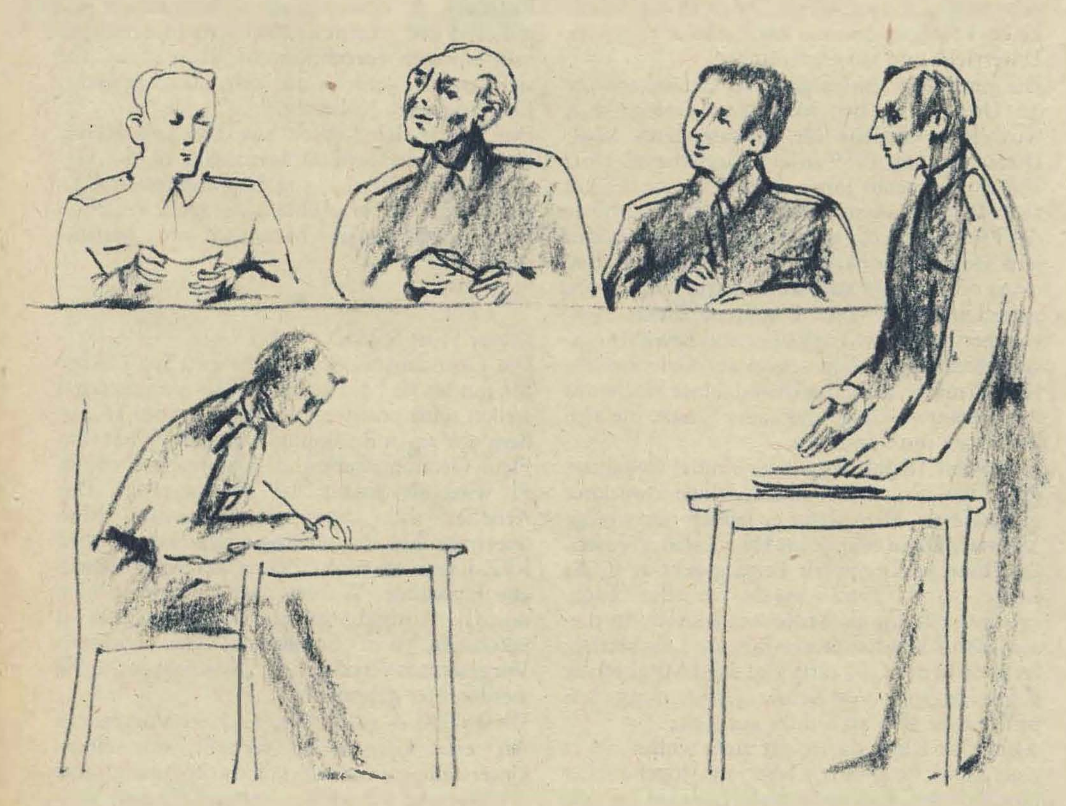


Illustration: Wolfgang Würfel

vorzubeugen. Der dritte Grund ist nicht weniger bedeutsam: In unserer Republik wird der Mensch, auch wenn er straffällig geworden ist, nicht seinem Schicksal überlassen. Bei den Männern, die das Dienstlaufbahnabzeichen mit dem Schild und den zwei Schwertern auf dem Uniformrock tragen, ist die Sorge um den Menschen höchstes Arbeitsprinzip. So sind die Militärstaatsanwälte außerdem ein Initiativ- und Aufsichtsorgan dafür, daß im Militärstrafvollzug genau darüber Buch geführt wird, wie sich der einzelne Häftling entwickelt, damit er gegebenenfalls wegen guter Führung, Disziplin und Arbeitsleistung vorzeitig aus der Strafhaft entlassen werden kann. Denn wenn die Absicht der Erziehungsmaßnahmen, d.h. die Verhaltensänderung, erreicht ist, erübrigt sie die Fortsetzung der Strafenverwirklichung.
Der Mann, der gemäß dieser Verfahrensweise die „Akte F." auf den Tisch des Hauses am Alex bekommt, hat selbst schon einmal „gesessen". Bei den Nazis. 1935. Wegen Vorbereitung zum Hochverrat. 1913 im Berliner Stadtbezirk Kreuzberg geboren, lernte er Buchdrucker, war im KJV und Arbeitersport und mußte 1933 in die Illegalität gehen. Nach der Haft war er als Bauarbeiter beschäftigt, bis man 1942 den „Wehrunwürdigen" zum Strafbataillon 999 holte. Seit 1958 ist er Diplomjurist und hat jetzt fast zwei Jahrzehnte im Justizdienst hinter sich.
Genosse Oberstleutnant V. (57) stellt beim Studium der Unterlagen fest, daß die Genossen, die sich direkt mit der Sache befaßten, im vorgeschriebenen Bereich ihre Pflicht erfüllt haben. Bestimmte Zusammenhänge und Fakten, die für die weitere Erziehung des Dieter F. wichtig sind, müssen jedoch noch akzentuiert werden, d.h. die Widersprüche im Verhalten des Dieter F. sind noch nicht auf einen gemeinsamen Nenner gebracht. Das muß aber geschehen, damit eine gezielte pädagogisch-psychologische Einwirkung und Betreuung des Verurteilten möglich ist. Es gilt, die Wiedereingliederung des Dieter F. in die Truppe zu beschleunigen und die Erfüllung der Forderungen des Ministers für Nationale Verteidigung nach Erhöhung des Niveaus der militärischen Erziehungsarbeit zu unterstützen.

✦

Dieter F. ist fünf Jahre alt, als sich seine Eltern scheiden lassen (1954). Die Mutter will das Kind nicht behalten, und der Vater, der das Erziehungsrecht erhält, heiratet ein Jahr später wieder. Dieter kommt zu den Großeltern.



Es gibt unzählige erziehungsbewußte Omas und Opas bei uns, die sich tagsüber ihren Enkelkindern widmen, damit die Mütter und Väter ungestört der Arbeit nachgehen können. Abends ist dann die junge Familie wieder zusammen, und was Hort, Kindergarten oder Großeltern nicht ganz klären konnten, bringen Vater und Mutter in Ordnung. Doch Dieters Eltern gehören zu jenen, die den Großeltern die alleinige Sorge überlassen und für ihr Kind weder Interesse noch Zeit haben. Und wie so oft in solchen Fällen: Obwohl sich Opa und Oma Mühe geben, können sie doch dem stillen sensiblen Kind die notwendige Nestwärme und elterliche Zuwendung nicht ersetzen. Seelische Konflikte mindern die Lernbereitschaft und Leistung. Dieter ist ein weiterer Beweis für diese psychologische Erkenntnis. Er bleibt in der dritten Klasse sitzen. Das wird sich in der sechsten Klasse wiederholen. Dabei ist er durchschnittlich begabt. Aber Eltern, die ihn lieben und streng zu ihm sind, hat er nicht. Die Großeltern lieben ihn, aber sie sind nicht streng genug, auch sehen sie gar nicht durch, was Dieter an täglichen schulischen Pflichten zu erfüllen hat. Die Regel „erst die Arbeit, dann das Spiel" lernt Dieter nicht. Was ihm Schwierigkeiten macht, das umgeht er oder geht ihm aus dem Wege. Da er in der Schule keine Erfolgserlebnisse hat, schwänzt er den Unterricht und stromert umher.
Die gutmütige Hilflosigkeit der Großeltern, die die Ursache für den Mangel an Strenge war, wird jetzt Ursache für ein strengeres Maß: Dieter kommt 1959 in ein Kinderheim. Dort verbringt er sechs Jahre. Offensichtlich fühlt er sich dort bei allem Heimkomfort und Mühen des Personals nicht recht heimisch, gerät in eine gewisse Selbstisolierung, die er nicht verkraftet, denn er reißt oft aus, flüchtet zur Oma, wird zurückgebracht. Das Flüchten, dieses Ausweichen vor Schwierigkeiten und Bewährungssituationen wird ihm schon zur Gewohnheit. Kein Wunder, denn das Urbild seiner Flucht aus der Verantwortung sind seine Eltern, die sich kaum um ihn kümmern.
Als er mit 16 Jahren wieder einmal illegal das Heim verläßt, wird er in einen Jugendwerkhof eingewiesen. Hier bleibt er jedoch nur wenige Monate. Dann lebt er im Hause seines Vaters. Im Dieselmotorenwerk Leipzig geht er in die Lehre, und 1967 macht er die Facharbeiterprüfung als Motorenschlosser. In diesem Beruf arbeitet er ein Jahr im Lehrbetrieb, ist aktiv in der GST tätig und wird Mitglied der Kampfgruppe. Vor seiner Einberufung verpflichtet er sich als Soldat auf Zeit.
Also: Das Kind, das so oft nicht wußte, wo es eigentlich hingehört, lebt als Jugendlicher plötzlich auf, bekommt mehr Lust am Lernen, weil er in der Lehre, in der Familie des Vaters, in der GST endlich aus einer gewissen Selbstisolierung herausfindet und sich nicht mehr nur als Objekt fühlt. Er spürt seine eigene Kraft und daß seine Aktivität möglich und von den Mitmenschen im Kollektiv gewünscht wird. Da ist er glücklich, da geht er nicht „einfach weg", da ist er integriert. Kein Gedanke an Flucht. Und er will zur Armee. Er versteht mit Technik und Geräten umzugehen, aus ihnen etwas herauszuholen. Ausbildung machen; zeigen, daß er physisch und psychisch etwas leisten kann; Unteroffizier werden, mit Menschen umgehen — das ist sein Ziel, und in dieser Richtung äußert er sich sowohl beim Musterungsgespräch als auch später dann bei der Einberufung. Er braucht Menschen um sich, die ihn ohne viel Worte als Kameraden akzeptieren, ihn fühlen lassen, daß er etwas wert ist. Dieter F. ist ein Mensch, der in einem Kollektiv, in einer tätigen Gemeinschaft mit sich und den gesellschaftlichen Anforderungen und Normen zurechtkommt, aber allein, auf sich gestellt, gerät er aus dem Gleichgewicht. Er braucht ein Kollektiv.
Das ergibt sich logisch aus dem Lebenslauf, obwohl diese Schlußfolgerungen in der Beurteilung des Betriebes nicht enthalten sind. Es ist noch nicht überall üblich, die ganze bisherige Entwicklung eines Menschen zu berücksichtigen.

✦

Dieter F. ist Soldat.
Die Grundausbildung macht ihm Spaß. Aber für ihn ist sie bald zu Ende. Die Vorgesetzten stellen seine positive Entwicklung vom 16. Lebensjahr an in Rechnung. Der Betrieb hat ihm Fleiß, Ordnungsliebe und Disziplin bescheinigt. Er wird als Soldat auf Zeit bestätigt. Der Arbeiter soll Unteroffizier werden. Man überträgt ihm eine wichtige Funktion. Er wird KFZ-Lagerverwalter. Zuerst macht er schwache Einwände. Warum darf er nicht in eine normale Ausbildungseinheit? Die Antwort ist lakonisch, vom Standpunkt des nächsten Vorgesetzten verständlich: „Das geht nicht, Sie werden hier gebraucht."
Dieter läßt es geschehen, und der Vorgesetzte hat eine Gelegenheit verpaßt, mit einem Unterstellten ins Gespräch zu kommen, seine Stärken und Schwächen herauszufinden. Viel-

leicht hätte er sonst gemerkt, daß Dieter der Verantwortung und Verantwortlichkeit dieser Funktion innerlich nicht gewachsen ist, weil er den Begriff einer großen Gemeinschaft, in der es auch Aufgaben außerhalb eines konkreten Kollektivs gibt, noch nicht versteht. Und daß ihm der Wille fehlt, sich durchzubeißen und durchzusetzen. Er empfindet deshalb bald die Arbeit als öde und langweilig. Früh geht er ins Lager, abends gegen 17 Uhr oder 18 Uhr kehrt er in die Unterkunft zurück, um sich dann nach dem Abendbrot hinzulegen. Viel kann er sich nicht vornehmen in der Freizeit, denn da kommt immer mal jemand, der noch spät nach Dienstschluß etwas braucht, und außerdem hat er selbst nun auch nicht die Energie, um von sich aus die nötigen zwischenmenschlichen Kontakte herzustellen und den Mangel zu kompensieren. Bald bedrückt ihn die Einsamkeit. Er ist nahe daran, zu kapitulieren, Hals über Kopf davonzustürzen. Aber er hat nicht den Schneid und das Vertrauen, nun mal beim Politstellvertreter des Bataillons oder des Truppenteils vorstellig zu werden. Unbequemes umgeht er gern.

In dieser labilen Gemütsverfassung kommt die Nachricht vom Tod des Großvaters, des Menschen also, der ihm nahe steht. Dieter F. fährt. Aber er fährt zuerst zu seiner Freundin. Dann zur Beerdigung. Dann wieder zu seiner Freundin. Er schickt einen Brief an den Kompaniechef und bittet um Verlängerung des Urlaubs. Dieser Brief kommt auch an, aber natürlich beantwortet ihn niemand. F. begreift, daß er zurück muß. Er telegrafiert noch einmal, daß er einen Tag später kommt. Der Kompaniechef erhält das Telegramm und setzt — völlig berechtigt — einen Feldwebel in Marsch, um F. zu holen. Dieser trifft ihn bei der Freundin. Aber F. täuscht ihn und — flüchtet. Tagelang treibt er sich herum, übernachtet auf Bahnhöfen...

✦

Jeder Vorgesetzte ist angewiesen, sich über den Lebenslauf der ihm unmittelbar Unterstellten zu informieren. Die Kaderakte gab zwar Anhaltspunkte, daß Dieter keine normale Kindheit hatte und Erziehungsschwierigkeiten machte, aber mehr nicht. In den ersten Monaten des Wehrdienstes ist es für die Vorgesetzten nicht leicht, sofort selbständig charakterliche Faktoren aufzudecken, die in der Vergangenheit des betreffenden Soldaten wurzeln. Treffende Einschätzungen aus den Betrieben können hier eine große Hilfe sein. Es ist so leicht nicht, das Hauptkettenglied im Charakter eines Menschen herauszufinden. In jedem Falle sind deshalb auch die spärlichsten Angaben des Lebenslaufes und die sonstigen Daten wichtig. Wäre man im vorliegenden Falle so verfahren, dann hätte man evtl. schon in der Lehre den Schlüssel zum Verständnis dieses jungen Menschen gefunden: Flucht bei Isolierung, Zuwendung bei tätiger Einbeziehung in die Gemeinschaft. Im ersten Ermittlungsverfahren wird alles noch als spontane Kurzschlußreaktion aufgefaßt, und für den Ausdruck einer noch unvollständigen Anpassung an das militärische Leben gehalten. Jedoch zeigt sich einmal mehr, daß es sinnvoll ist, bei allen Dingen immer weiter nach dem ‚warum‘ zu fragen. Zum Beispiel warum diese Anpassungsschwierigkeiten aufgetreten sind. Dieter selbst sagt kein Wort über Langeweile und Isoliertheit. (Erst Oberstleutnant V. erfährt das von ihm, nachdem das Urteil längst gesprochen ist.) Auch bei der Zeugenvernehmung im zweiten Ermittlungsverfahren werden die Ursachen nicht deutlich genug. Der Kompaniechef meint, daß F. eben ein „von Widersprüchen gekennzeichneter Mensch" sei. Mehr weiß er dazu nicht zu sagen. Einige Unteroffiziere äußern, F. sei „einfach nicht gewillt, die Normen des gesellschaftlichen Lebens einzuhalten"; zwei Gefreite sprechen vom „Fall für den Psychiater", und der Militärstaatsanwalt definiert im Antrag auf Vollzug der angedrohten Freiheitsstrafe das Verhalten des F. als „besonders hartnäckig" und darauf orientiert, „letztlich seinen persönlichen Vergnügungen nachkommen zu können." Es ist für die Beteiligten schwer, hier tiefer zu loten, denn Genosse F. selbst tut nichts zur Aufhellung seines Falles. „Ich wollte zu meinem Mädchen" — „Ich wollte meine Oma besuchen". Das ist der Tenor in der ersten und in der zweiten Beschuldigtenvernehmung, weil er sich selbst gar keine Gedanken darüber macht und gewohnt ist, impulsiv zu tun, was ihm gerade in den Sinn kommt. Egal, was kommt. Eine bedenkliche Labilität. Aber das Gericht sieht die Dinge nicht ganz so hart. Das Unteroffizierskollektiv übernimmt die Bürgschaft: „Wir verpflichten uns, ihm zu helfen, seinen Dienst gut zu versehen..." Da man nicht recht weiß, was mit Dieter eigentlich los ist, kann keine echte Hilfe geleistet werden. Und der Unteroffizier und Militärschöffe, der ihm nach der ersten Gerichtsverhandlung als Bewährungshelfer zur Seite gestellt ist, bemängelt in bester Absicht, aber in Unkenntnis der

tieferen Ursachen, daß Dieter das Verhältnis zu seiner 16jährigen Freundin noch nicht abgebrochen hat. Er verlangt: „Soldat F. soll zu seiner Freundin eine klare Stellung beziehen, da dieses Mädchen auch der Ausgang für seine strafbare Handlung war..." Kann man einem Neunzehnjährigen den Umgang mit einem Mädchen verbieten, das sich auf das Abitur vorbereitet und in geordneten Familienverhältnissen lebt? Genosse F. kriegt Angst, sein Mädchen zu verlieren. An ihrem Geburtstag erbittet er Stadtausgang bis 24.00 Uhr. Er will sie sehen und verläßt illegal den Standort. Wenn er nur ein, zwei Stunden bei ihr bleibt — so rechnet er sich aus — kann er bis Mitternacht wieder in der Dienststelle sein. Es geht schief. Er verliert seinen Ausweis, sucht bis gegen Morgen des nächsten Tages und hat damit bereits wieder ein schweres Vergehen begangen. Er weiß, daß nun auch die Bewährung verfällt. Er gerät in Panikstimmung. Alles läuft fast genau so wie beim erstem Mal. Nach zwei Tagen wird er völlig ausgepumpt und hungrig aufgegriffen...

Da sich die Verantwortungslosigkeit des Dieter F. erneut bestätigt und neue Hintergründe nicht aufgedeckt werden, kann das Gericht gar nicht anders, als auf das erste Urteil zurückzugreifen: Vollzug der angedrohten Freiheitsstrafe.

Drei Wochen später soll er seine Strafe antreten. Er bittet um Urlaub, um noch einmal seine Freundin sehen zu dürfen. Jedoch eine Übung steht unmittelbar bevor, und auch sonst will verständlicherweise keiner mehr ein Risiko eingehen. Aber ein anderes Risiko sieht man nicht: Das ganze Bataillon rückt ab, nur ein kleines Nachkommando von vier Mann bleibt, darunter F. als Gehilfe des Lagerverwalters. F., der immer im Objekt bleiben muß, während die anderen abends auch mal weggehen können, verschafft sich heimlich Alkohol. Da ist das Geld bald alle. Eines Tages sucht er „nur so aus Spaß", ob nicht jemand ein paar Mark dagelassen hat. Er findet ohne Schwierigkeiten Zugang zu den Spinden. 350 Mark fallen ihm in die Hände!

Was mögen seine Gedanken sein?

Vor ihm liegt das Gefängnis — also, jetzt ist ohnehin schon alles verpatzt...?

Sein labiler Charakter hält der Versuchung nicht stand.

Die Summe schrumpft täglich mehr zusammen. 14 Tage sind schon um. In wenigen Tagen wird die Einheit wieder zurückkehren. Da wird es ernst! Und aus einer Art Flucht vor der Verantwortung heraus, der er schon aus der Kindheit nachzugeben gewohnt ist, steigt er an einem Sonntag im Felddienstanzug (!) über den Zaun...

Das Schicksal nimmt nun erst mal seinen Lauf.

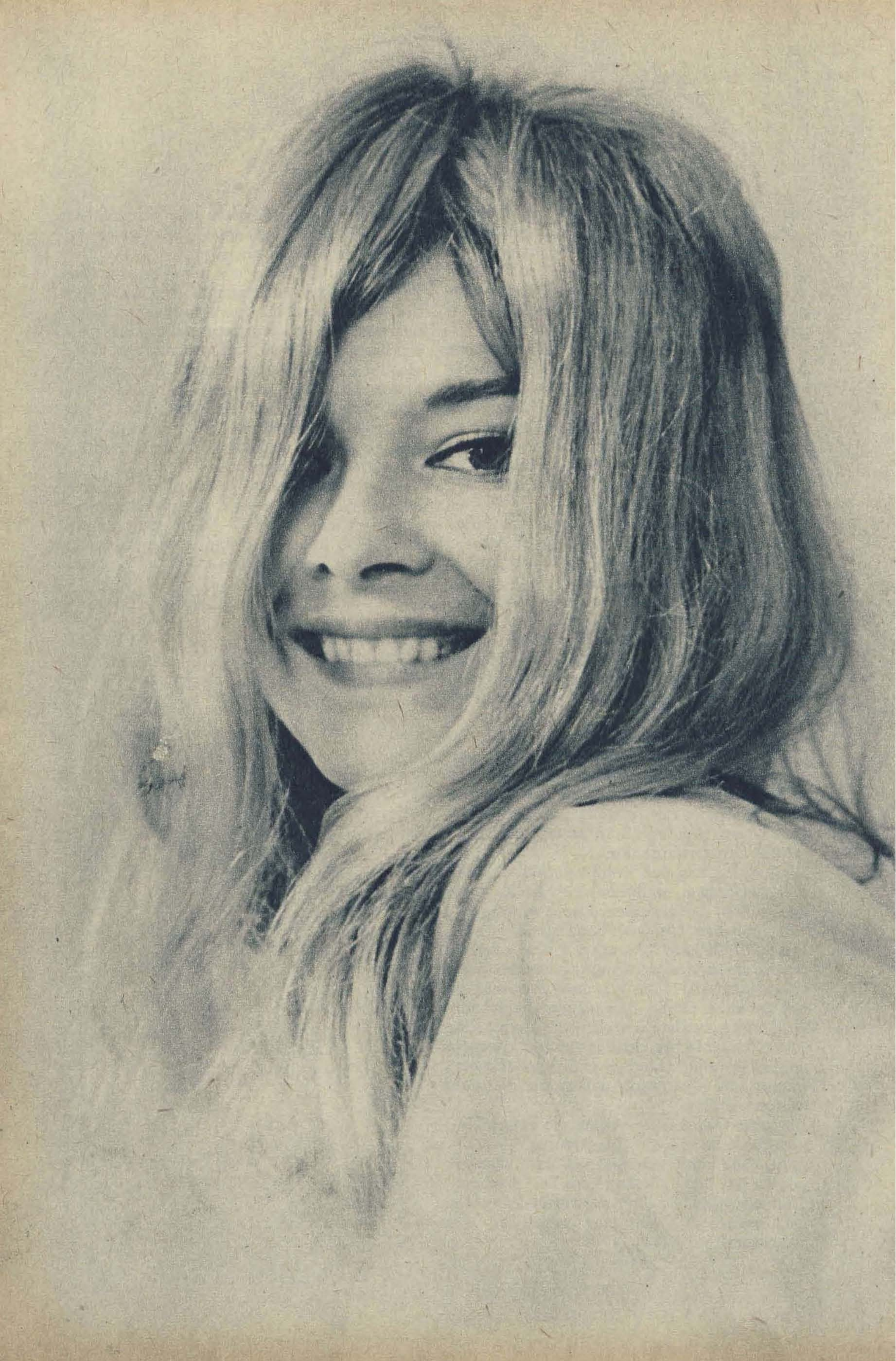
10 Monate Freiheitsentzug — so lautet das Urteil für das dritte Vergehen. Der Vorhang fällt über eine traurige Szene.

✦

Die Beziehungen zwischen Individuum und Gesellschaft sind ein wechselseitiges Geben und Empfangen. Die Gesellschaft ist für das Wohl eines jeden Bürgers verantwortlich, jeder Bürger auch für das Wohl der Gesellschaft. Tatsächlich sind die objektiven Gegebenheiten in unserer Republik wie noch nie zuvor dazu angetan, daß jeder Bürger sich harmonisch entwickeln kann.

Selbst wenn Vater und Mutter oder sonstwer früher nicht alles für ihn taten, was not tat, nicht auf alle Seelenregungen richtig reagierte, so hat doch jeder früher oder später Gelegenheit, genügend Eigenes zu entwickeln, ausreichend Selbstbewußtsein, Selbsterkenntnis, Eigeninitiative und Eigenverantwortung. Man kann angelerntes falsches Verhalten ablegen und umlernen. Mancher braucht eben eine Denkpause, bis er seinen selbständigen Platz in der Gesellschaft findet. Oberstleutnant V. und die Genossen des Strafvollzuges führen viele Aussprachen mit Dieter F., und in einem festen Arbeitskollektiv findet er wieder festen Boden unter den Füßen. Er begreift allmählich die Berechtigung seiner harten Bestrafung und bemüht sich, einen neuen Standort im Leben zu gewinnen. Er will zeigen, daß er doch ein ganzer Kerl werden kann. F. versieht seine Arbeit als Eisenbieger in einem Betonwerk zur vollsten Zufriedenheit seiner Arbeitskollegen. Sein Auftreten im Strafvollzugskommando selbst ist völlig einwandfrei. Er erhält regelmäßig Belobigungen und Geldprämien. Die Kommision des Strafvollzugskommandos kann dann auch bereits nach neun Monaten den Antrag an das Militärgericht stellen, Dieter F. wegen ausgezeichneter Führung und Entwicklung acht Monate vorfristig zu entlassen. Und so geschieht es: Strafaussetzung zur Bewährung. (Inzwischen durch die Amnestie gelöscht.) Dieter F. hat seine Zeit nachgedient und arbeitet heute in seinem Beruf in einem Großbetrieb der Metallverarbeitung im Bezirk Leipzig und ist ein geachtetes Mitglied seiner Brigade. Niemand redet ihm etwas nach. Er ist durch Schaden klug geworden. Aber auch seine ehemaligen Arbeitskollegen und die Vorgesetzten haben erfahren, wie wichtig es ist, die ihnen anvertrauten Menschen genau zu kennen und alle Möglichkeiten auszuschöpfen, um sie richtig kennenzulernen. Dann wird kein Mensch ein „Fall mit Fragezeichen"!

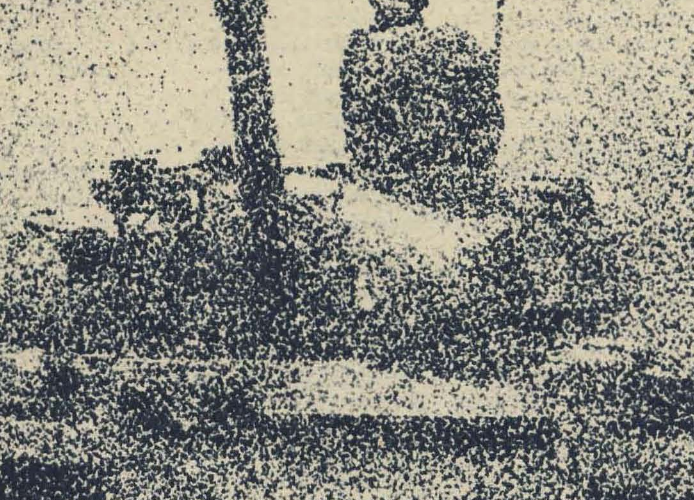
Major Lothar Kitzing



Nie hätte ich gedacht, daß die Gleisketten solche Funkengarben aus dem Felsgestein heraushämmern. Das reinste Feuerwerk. Nie vorher freilich habe ich aber auch solch einen nächtlichen Übergang über ein Gebirge mitgemacht. Bei fast absoluter Finsternis. Nur im spärlichen Licht der Tarnscheinwerfer.
Kaum zu erkennen, rollt unmittelbar vor mir der Panzer des Kompaniechefs. Mein Fahrer hat zu tun, ihm auf den Fersen zu bleiben; und ich stehe vorsichtshalber in der geöffneten Kommandantenluke, weil da doch mehr zu sehen ist als durch die Optik. Andauernd schleifen die Ketten am Felshang entlang, so daß der Panzer ordentlich ins Schlingern kommt.
„Eni, nicht einschlafen!" rufe ich über Bordsprech dem Fahrer zu. Sicher ist sicher.
„Bin hellwach!" brüllt Eni aufgebracht zurück. „Dafür sorgt schon die Straße."
Straße nennt er diesen besseren Bergziegenpfad! Na ja, Suworow soll wohl mal gesagt haben, daß ein richtiger Soldat noch durchkäme, wo Gemsen es gerade so schaffen würden. Und daß dort, wo *ein* Soldat durchgekommen sei, eine ganze Armee passieren könne.
Suworow hatte keine Panzer!
Aber immerhin, die Stahlklötze rollen vorwärts, immer weiter, immer höher — auch wenn ich es nicht recht begreife und mir mächtig flau in der Magengegend ist. Meine erste Übung als Zugführer, im ersten Sommer meiner Offizierslaufbahn.
Vorsorglich hat der Kompaniechef die Kettenabdeckungen entfernen und die Kanonen nach hinten drehen lassen. Damit wir nirgends hängenbleiben. Unerhört beruhigend.
Das Geschlingere nimmt zu. Wir scheinen jetzt in einem riesigen Kamin zu stecken. Links von uns Felsen, rechts von uns Felsen und vor uns gewaltige Gipfel, die man nur ahnen kann. Hoffentlich verliere ich nicht die Verbindung zum Kompaniechef; denn hinter mir kriecht ja wie ein gewaltiger Lindwurm die ganze Einheit. Interessante Quizfrage, wohin ich die wohl führen würde.
Da, jetzt sind links plötzlich die Felsen weg. Eine Schlucht! Tief? Keine Ahnung.
„Eni, halte ja die Lenkknüppel fest", sage ich, „damit wir nicht allesamt zum Teufel gehen!"
„Keine Sorge, Leutnant", antwortet der Fahrer. „Klammere du dich nur schön an den Lukenrand, sonst ..."
Unvermittelt fährt barsch die Stimme des Kompaniechefs dazwischen. Wir sollen gefälligst den Kumpelton lassen.
Verdammt, da habe ich aus Versehen den Sprechfunk mit eingeschaltet. Wo mich doch der Alte sowieso schon ein paarmal anranzte, weil man sich bei der Armee zu siezen und nicht zu duzen hat. Nicht, daß mir das egal wäre. Ordnung muß sein; und im Prinzip komme ich in dieser Hinsicht auch mit dem ganzen Zug klar. Nur Eni ist ein Sonderfall. Sein Umgangston wurde in einer Traktoristenbrigade geformt, und das „Sie" will ihm einfach nicht über die Zunge.
„Glaube mir, Genosse Leutnant", versicherte er mir einmal. „Ich sehe es ja ein — aber es ist mir trotzdem zu blöd. Wenn du mir das intelligente Reden beibringst, dann mache ich dich gern zu meinem Paten."

*In die Geschichtsbücher kam,
daß einst Hanibal mit seinen Kriegselefanten
über die Alpen zog. Für AR zeichneten
Oberst Kolo Kolew und Dimitr Krstew auf,
was nicht in den Geschichtsbüchern steht:
Die Erlebnisse eines jungen bulgarischen Offiziers
bei einer Fahrt im*

Panzer auf Gemsenpfaden



Eni ist ein Pfundskerl und immer verläßlich. Tausendmal ist er mir lieber als manch anderer, der mich zwar mit „Sie“ anspricht, aber wie „Du“ behandelt. Das habe ich auch mal dem Kompaniechef gesagt. Der hat eine Weile nachgedacht und dann gemeint, das sei richtig — aber trotzdem müsse ich es fertig bringen, die militärische Ordnung durchzusetzen. Auch bei Eni. Weiß der Teufel, wie ich das anfangen soll.
Die Finsternis weicht allmählich der Morgendämmerung. Die Felsen bekommen Konturen — aber mir wird durchaus nicht wohler. Die spitzen Zacken scheinen mich jetzt geradezu drohend anzustarren. Der Kompaniechef kennt die Gegend, die Schluchten und Hänge sowie die sich daran vorbei schlängelnden Pfade. Mir kommt es vor, als ob er nun noch mal so schnell dahin donnert. Sein Fahrer, der Stabsfeldwebel Ganew, ist ja ebenfalls ein alter Fuchs.
Eni trägt noch nicht einmal den Gefreitenbalken — trotzdem ist er kein „unreifer Kürbis“, wie das Ganew mal so halb im Spaß, halb im Ernst ihm gegenüber behauptet hat. Klar, Eni hat noch nicht die Dienstjahre wie Ganew, aber er ist alles andere als unreif. Manche bilden sich eben zuviel auf ihre Dienstjahre und auf ihren Rang ein und übersehen dabei leicht den Menschen und den „Funken“ in ihm. Von Eni bin ich überzeugt, daß er — zumindest als Panzerfahrer — diesen „Funken“ hat. Wenn er fährt, dann kommt es mir zuweilen vor, als ob die Lenkknüppel eine natürliche Verlängerung seiner etwas zu kurz geratenen Arme sind, daß in ihnen sein Blut pulsiert und bis in den Motor strömt. Beim Schießen hatte ich dieses Gefühl zum ersten Mal. Sagte ich „Jetzt schießen wir“, so fuhr er seidenweich und jagte gleich darauf — das Krachen des Schusses dröhnte noch im Turm — bereits mit Vollgas auf das nächste Ziel zu. Immer heller wird es nun. Die entfernteren Gipfel tauchen aus dem Morgendunst auf, und auch die Äste der bewaldeten Hänge treten deutlicher hervor. Dort, wo die ersten Sonnenstrahlen ihre goldenen Kringel malen, wirkt der Wald wie einer der handgewebten Smoljaner Teppiche.

Doch ich kann nur ab und an einen Blick auf die Schönheiten der Natur riskieren; denn ich muß ja den vor mir dahinklirrenden Panzer im Auge behalten. Immerhin entschädigt mich schon solch gelegentlicher Blick für die überstandenen nächtlichen Ängste.
Und dann packt mich doch wieder ein mächtiger Schreck, als sich das Fahrzeug vor mir unvermittelt aufbäumt, hin und her schwankt und wieder zurück rutscht. Ehe ich ein Wort herausbringe, hat Eni schon gestoppt. Jetzt sehe ich: Der Führungspanzer ist an einer Art steinerner Barriere hängengeblieben. Ziemlich große Brocken. Nicht beiseite zu schieben. Ich tippe auf Steinschlag und peile schnell nach oben, ob von dort noch mehr zu erwarten ist. Sieht nicht so aus.
Inzwischen hat sich der Kompaniechef aus seinem Panzer geschwungen, begutachtet das Hindernis, winkt mich zu sich.
„Dein Wagen muß schieben“, sagt er.
„Zu Befehl, schieben!“ antworte ich, während mein Hirn mechanisch registriert: „Dein“ hat er gesagt — und merkt es nicht mal. Muß der aufgeregt sein.
Die Jungs vom ersten Panzer zerren einen dicken Fichtenstamm heran und befestigen ihn zwischen den beiden Fahrzeugen. Stabsfeldwebel Ganew mit ziemlich saurer Miene.
„Nur Mut, kannst dich auf den unreifen Kürbis verlassen“, ruft ihm Eni zu. Der Kompaniechef blickt mißbilligend herüber, sagt aber nichts. Dann heulen die Motoren auf — und der Führungspanzer ist drüben. Der Stamm wird abgenommen, und der Kompaniechef ordnet an, jeweils den nachfolgenden Panzer mittels Stahlseil über das Hindernis zu ziehen — also uns zuerst.
„Genosse Oberleutnant, ich möchte es allein versuchen“, meldet sich da, selbst für mich unerwartet, Eni zu Wort.
„Wollen Sie uns auch noch aufhalten?“ fragt ihn der Kompaniechef mit ärgerlicher Miene. „Es kostet doch Zeit, wenn Sie steckenbleiben und wir Sie dann erst wieder flott machen müssen. Hat es Ganew nicht geschafft, bringen Sie es auch nicht fertig!“
„Wetten, daß ...?“ Aus Eni sprüht geradezu die Lust, sein Können an dem Hindernis zu erproben, sich mit ihm zu messen.
Der Oberleutnant will schon heftig aufbrausen, da sieht er Eni in die kampfeslüstern geweiteten Augen und entscheidet: „Fahren Sie!“
Mit einem Satz verschwindet Eni in seiner Luke, wirft den Motor an und fährt los. Auch bei ihm das Aufbäumen, das Hinundherschwanken, der Augenblick kurz vor dem Abrutschen. Ich gucke betrübt weg, blicke in das Gesicht des Kompaniechefs, sehe ein breites Schmunzeln. Sollte etwa ...? Tatsächlich. Eni hat es geschafft! Strahlend schiebt er sich aus der Fahrerluke und ruft: „Schade, Oberleutnant, daß wir nicht gewettet haben. Es sollte ja nur um einen Extraausgang gehen.“
„Schon gut, Sie Wunderknabe“, schreit der Kompaniechef zurück. „Ihr Ausgang ist Ihnen auch so sicher. Gleich nach der Übung können Sie losziehen — bis früh zum Wecken!“
Weiter geht es. Mit ziemlicher Geschwindigkeit rollen wir bald darauf über ein mit mächtigen

Gesteinsbrocken übersätes Hochplateau, auf dem nichts mehr von einem Pfad zu erkennen ist. Im Osten schiebt sich die Sonne nun völlig über die Berggipfel, gleißend und funkelnd; den Felsen blinkend blendende Reflexe aber auch starke Schlagschatten entlockend. Die Kontraste sind so hart, daß man die Augenlider zusammenkneifen muß und kaum mehr sieht als während der Nacht.
Ich schaue nach hinten: Die Kolonne zieht sich merklich auseinander; also macht auch den anderen das grelle Licht zu schaffen. Ich muß den Kompaniechef bitten, das Tempo zu drosseln.
Als ich wieder nach vorn blicke, ist der Führungspanzer verschwunden — irgendwo hinter den unzähligen Felsblöcken auf der nun ziemlich breiten, aber zerklüfteten Hochebene.
„Eni!" rufe ich erschrocken.
„Hab's schon gemerkt, Leutnant", gibt der zurück. „Den kriegen wir schon wieder" — und drückt mächtig auf die Tube. Bis ich meine Gedanken wieder klar beieinander habe und mich, nichts Gutes ahnend, umdrehe, ist auch die Kolonne weg. Zurückgeblieben in dem Felslabyrinth. Logisch, bei dieser Raserei.
Was nun tun? Halten lassen? Weiterfahren? Ich weiß es nicht. Soll der Kompaniechef entscheiden! In Gedanken formuliere ich meine Meldung und vermerke für mich so ganz nebenbei, daß sich unser Panzer gerade zwischen zwei emporragenden Zacken hindurchwindet. Im gleichen Augenblick stockt mir der Atem: Ein gähnender Abgrund rast auf uns zu. Das heißt, wir rasen, aber das ist nun gleich...
„Haaalt!" brülle ich in Todesangst, und Eni reagiert sofort. Ein häßliches Knirschen, Schaben, Kreischen unter den Ketten; der Panzer rutscht mit dem Heck herum — aber er steht.
„Absitzen!" befehle ich und bin gleich darauf als erster draußen. Ein gutes Stück der linken Gleiskette ragt über die Schlucht.
Fassungslos, schweigend, versammelt sich die ganze Besatzung an meiner Seite. Ich schaue auf Eni. Er ist ganz grau im Gesicht, seine Augen blicken leer und starr in den Abgrund.
In mir wühlen Schreck, Wut, Freude und drängen zum Ausbruch. Herumschreien möchte ich; aber ich reiße mich mit Gewalt zusammen, greife nur nach einem der herumliegenden Steine und schleudere ihn hinunter. Hüpfend und kollernd tanzt er den Steilhang hinab, eine prasselnde Steinlawine mit sich reißend.
Langsam lösen wir uns aus der Erstarrung. Ich wende mich zum Panzer und entdecke erst jetzt, daß wir durch das Herumschleudern in einer richtiggehenden Falle stecken. Links vorn die Schlucht, hinter uns ein Felsen, rechts vorn ein Felsen.
„Den müssen wir sprengen", erklärt ganz ernsthaft der Richtschütze, ein Steinbrucharbeiter aus Vraza.
„Und das Trotyl?" fragt ebenso sachlich der Ladeschütze.
„Müssen wir über Funk anfordern."
Inzwischen bin ich mir über den einzigen Weg, ohne noch größeren Zeitverlust hier heraus zu kommen, klargeworden und entscheide: „Wir manövrieren uns an dem rechten Felsen vorbei!"
Eni zuckt zusammen, wirft einen Blick auf den Felsen und starrt dann wieder auf den Rand der Schlucht.
„Ich werde das machen", setze ich ganz ruhig hinzu, obwohl ich fühle, wie mir eiskalter Schweiß den Rücken hinabläuft.
Eni fährt herum. „Nein, Genosse Leutnant!" stößt er hervor. „Das dürfen Sie nicht. Nur ich kenne die Maschine ganz genau. Ich bin der Fahrer. Befehlen Sie, daß ich das mache!"
Im Prinzip hat Eni recht. Diesen Panzer habe ich noch nie selbst gefahren. Und dennoch: Die Verantwortung trage ich! Entschlossen, wenn auch mit ziemlich weichen Knieen, gehe ich auf den Panzer zu.
„Bitte, Genosse Leutnant, vertrauen Sie mir!" Eni ist mir doch wahrhaftig in den Weg getreten. Seine Augen glänzen wie vorhin an der Steinbarriere, kampfesmutig, siegessicher. Und er hat mich mit „Sie" angeredet! Das gibt mir den Rest.
„Hören Sie, Genosse", sage ich erschüttert, „ich bin einverstanden. Aber ich werde mit im Panzer sein, und Sie werden haargenau so fahren, wie ich es Ihnen sage! Ist das klar?"
„Zu Befehl, Genosse Leutnant, Sie fahren mit und weisen ein. Ich habe genau verstanden."
Der Richt- und der Ladeschütze hören offenen Mundes zu. So haben sie Eni noch nie erlebt. Ich schicke sie hinter die Lücke in den Felsen, damit sie dort auf uns warten, melde per Funk unser Mißgeschick.
Zehn, zwanzig Zentimeter sind hinter dem Panzer noch Platz. Wir setzen zurück, soweit es geht. Dann wieder mit leichter Rechtsdrehung nach vorn. Noch immer hängen wir über dem Abgrund. Doch jedesmal bei dem gleichen Manöver rückt er ein kleines Stückchen mehr zur Seite. Es ist mir, als krieche der Panzer buchstäblich auf dem Bauche.
Dann sind wir endlich herum — und ich blicke meinem Kompaniechef in die Augen. Er steht in der Lücke zwischen den Felsen; genau so grau im Gesicht wie vorhin Eni — und doch mit einer Miene, als sei ihm eine Zentnerlast vom Herzen gefallen. Was ich ihm nachfühlen kann. Jetzt wird er wohl 'nen Gang runterschalten.

Das war die Frage. Um Antwort bemühten sich 187 Leser in ihren Briefen, der längste mit zehn Seiten. 22 Zuschriften haben wir auszugsweise veröffentlicht. Für mehr reichte der Platz nicht. Leider. AR führte außerdem unter 150 Soldaten eine anonyme Befragung durch. Material genug also für den heutigen abschließenden Beitrag.

Wer ist ein

Von vielem war die Rede. Als dufte wurde empfunden, daß der Gerhard Jänsch dem Gefreiten Künzler „schon mal geholfen hat", ein Mädchen loszuwerden, „das sich an ihn gehängt hatte wie eine Klette". Kameradschaftlich gelobt wurde Oberleutnant Weimar, weil er „den Kontakt zur Jugend nicht verloren hat". Genannt wurde ein gewisser „TUS-Hase", der hilft, wo er kann. Obermaat Klaus Koczak stellte einen „Riesen" vor — und einen Mann, dessen „parteiliche Haltung genau die ist", die der Seemann von einem Sozialisten erwartet. Es ging um's Zuhören-können und um den Klassenstandpunkt. Das Prädikat eines duften Kameraden wurde dem (Soldaten) Jäger ohne Uhr und einem Leitenden Ingenieur zuerkannt, dem Unteroffizier Matthias „Kaffee" Schreiber und auch einem Sergeanten der Sowjetarmee: Pawel Baschkin, der „alles mit Herz und Verstand, mit Lust und Liebe, mit Bedacht und Sachkenntnis und mit hohem Verantwortungsbewußtsein tut".
Eine breite Skala also.
Gewiß, ausgesprochen repräsentativ für diese Diskussion ist sie nicht; eher ist's das nebenstehende Befragungsergebnis.

Ein Vergleich drängt sich mir auf.
Vor acht Jahren habe ich eine aktuelle Umfrage zum gleichen Thema gehalten. Zweifelsohne wurde auch damals Kluges und Richtiges gesagt. Unverkennbar ist jedoch, daß die 73er Diskussionsteilnehmer eines weit mehr in den Vordergrund stellen: Kameradschaft ist nicht schlechthin Helfen, Füreinandereinstehen und Erfahrungsvermittlung. Sozialistische Soldatenkameradschaft gründet sich auf grundsätzliche Gemeinsamkeiten.
Cui bono?
Die uralte Frage „Wem nützt es?" wird heute weit stärker klassenmäßig gesehen. Den meisten der dreihundertsiebenunddreißig an der Debatte Beteiligten geht es um das gegenseitige Helfen und Füreinandereinstehen im Interesse unseres militärischen Klassenauftrages und des Anteiles jedes einzelnen daran.
Hilfe — ja. Aber nur, wenn es unserer Sache dient und dem Nebenmann, ihr besser und wirkungsvoller zu nützen!
Wir sprechen oft vom Bewußtsein. Und nicht weniger oft hört man die Frage, wie es denn nun beschaffen sei — hier und heute und besonders bei den in der NVA dienenden jungen Männern. Dieser oder jener meint da noch (zu) viel Unvollkommenes zu sehen. Und mancher bewertet sogar einiges von dem gerade im und vom Sozialismus Entwickelten als negativ. Beispielsweise die wache, kritische Haltung Jugendlicher. Setzt aber bewußtes Mittun, auch und besonders beim Wehrdienst, nicht starkes persönliches Engagement, einen wachen, kritischen Blick voraus? Daraus wachsen Initiative, die stete Unzufriedenheit mit dem Erreichten und der Drang zum Bessermachen. Und das ist doch wohl eine wesentliche Eigenschaft sozialistischer Soldatenpersönlichkeiten ...
Von eben dem waren Inhalt





und Verlauf dieser Diskussion geprägt. Kaum einer ist bereit, jedermann als Kamerad anzuerkennen. Das kritische Wägen spricht für ein entwickeltes sozialistisches Bewußtsein.
Man ist anspruchsvoll: Kollektivgeist muß er beweisen, der dufte Kamerad. Klassenstandpunkt ist gefragt. Er darf nicht schwanken wie ein Rohr im Wind, sondern muß Partei nehmen und sich mit Unzulänglichkeiten auseinandersetzen. Dazu gehört gleichermaßen, sich für andere einzusetzen, wenn ihnen Unrecht geschehen ist. Hilfe wird gefordert — aber eine Hilfe, die der Persönlichkeitsentwicklung und der Festigung des Kollektivs dient. Überhaupt: Sozialistische Soldatenkameradschaft muß sich in der Tat beweisen, im täglichen Miteinander für die Erfüllung des militärischen Klassenauftrages. Und es kennzeichnet Wesen und Charakter unserer Armee, daß dabei kein Unterschied gemacht wird zwischen Offizier, Unteroffizier oder Soldat. Helga Siebenroth wertet diese Gemeinsamkeit zu Recht als „Überlegenheitsfaktor". Genauso wie der sowjetische Waffenbruder ganz selbstverständlich in den Kameradenkreis einbezogen wird. Ich meine, auch darin zeigt sich die neue Qualität sozialistischer Integration.
Es bleibt mir, allen Beteiligten für ihre klugen Worte und ihr engagiertes Eintreten zu danken — und dem Matrosen Horst Pohlenz für seine Eröffnungsfrage. Der Worte sind genug gewechselt. Laßt uns mit den hier erhobenen Ansprüchen noch mehr Taten sehen! Von duften Kameraden und zur Förderung der sozialistischen Soldatenkameradschaft!

Oberst Karl Heinz Freitag

Ein dufter Kamerad

hat bestimmte Eigenschaften, die ihn dazu machen. AR fragte 150 Soldaten, welche das sein sollten

1 4 3

verlangen, daß er Kollektivgeist beweist, einen festen Standpunkt hat und parteilich auftritt

1 4 2

fordern, daß er hilfsbereit ist, ihnen Mut macht und in schwieriger Lage zur Seite steht

1 3 0

erwarten, daß er ehrlich ist und für sie eintritt, wenn ihnen Unrecht geschieht

1 2 7

wünschen, daß er sie auf Fehler hinweist und vor falschen Handlungen zurückhält

1 0 9

setzen voraus, daß er verschwiegen ist und hinter ihrem Rücken nicht schlecht über sie redet

7 2

verlangen, daß man sich mit ihm über Privat-Persönliches unterhalten kann



Der General im Stellwerk DWT

Bevor so ein köl'sche Jung' zum ersten Feilstrich seiner Lehre bei der Klöckner-Humboldt-Deutz-AG an den Schraubstock gelassen wird, muß er erst einen bedeutungsvoll klingenden Satz unterschreiben: „Der Auszubildende hat über Betriebs- und Geschäftsgeheimnisse Stillschweigen zu wahren."

So manchem Stift mag's schmeicheln, nun bald mit den großen Bossen gemeinsame Geheimnisse zu haben. Dabei ist gewiß, daß der „Rat der Götter" gerade ihm nicht auf die Nase binden wird, durch welche Geschäfte sich der Konzern zu den zehn umsatzstärksten Unternehmen der BRD zählen kann. Ebensowenig wird er darüber erfahren, welchen Beitrag jener General im Stellwerk DWT zum jährlichen Reingewinn von 22 Millionen DM der KHD-Gruppe leistet, von dem hier die Rede sein soll.

Als sich das internationale Kapital im ersten Weltkrieg um die Neuaufteilung der Welt raufte, verhaute der jetzige Generalleutnant a.D. im württembergischen Abstgmünd die Franzosen beim Soldatenspielen noch mit dem Holzsäbel. Der alte Wilhelm Klöckner hingegen war schon voll im Geschäft. Er gehörte zu den einflußreichsten Männern, die sich im „Industriellen Beirat der Kriegsrohstoffabteilung" gegenseitig die fettesten Rüstungsprofite zuschanzten. Für die deutschen Imperialisten war der Krieg so ein recht einträgliches Geschäft. Allerdings sahen sie sich 1918 von ihrem eigentlichen Ziel weiter entfernt als 1914. Anstatt neue Rohstoffquellen und Absatzmärkte erobert zu haben, hatten sie alte an die ausländischen Konkurrenten verloren. So sannen sie auf Revanche.

Mittlerweile paukte der Abstgmünder fürs Abitur, und im April 1930 tauchte in der Soldliste des 13. Infanterieregiments/Württemberg der Reichswehr zum ersten Mal sein Name auf: Albert Schnez. Nun begannen die Beziehungen zwischen ihm und dem Hause Klöckner Gestalt anzunehmen. Denn über den „politischen Salon" des Schwerindustriellen Wolff am Berliner Tiergarten pflegte neben Krupp auch Klöckner engste Beziehungen zur Führung der Reichswehr.

Der Geist dieser Streitkraft wurde von Offizieren geprägt, an denen der preußische Kriegsminister Reinhardt zu loben wußte, daß sie „jenseits der Reichsgrenze das Reich gegen die Bolschewistengefahr verteidigt haben". Durch die blutige Niederschlagung von Arbeiteraufständen hatte sich die Reichswehr in den Jahren 1919/23 als das militaristische Instrument der finstersten Reaktion nach innen gezeigt. Zu ihrer Funktion nach außen sagte General v. Seeckt als Chef der Heeresleitung: „Wir müssen mächtig werden, und sobald wir die Macht haben, werden wir natürlich alles zurücknehmen, was wir verloren haben." Und der „Völkische Beobachter", das Sprachrohr der Nazis, schrieb am 13. März 1930: „Wir wollen ein Volksheer wieder haben mit 750 000 Mann unter Waffen... Alle jetzigen Reichswehrsoldaten

werden Führer in diesem Heer. Auch die Mannschaften werden zu Offizieren befördert, und zwar möglichst viele."

Das war drei Wochen vor dem Eintritt des Albert Schnez in die Reichswehr gewesen. Viereinhalb Jahre später, am 2. August 1934, leistete er als Offizier den Eid auf Hitler. Und weitere fünf Jahre danach lösten die Faschisten mit der aus der Reichswehr erwachsenen Wehrmacht den zweiten Weltkrieg aus.

Als Mitglied des Kriegswirtschaftsrates der Monopole hatte auch Klöckner seine Aktien daran. Und Schnez war ebenfalls dabei. Nachdem er 1940 einen Generalstabslehrgang abgeschlossen hatte, nahm er am Überfall auf die Sowjetunion teil. Ob in der Ukraine, in Rumänien oder in Italien, stets besorgte er die Geschäfte Klöckners und der anderen deutschen Imperialisten so beflissen, daß ihn Offiziere seiner Umgebung einen „Hundertfünfzigprozentigen" nannten. Das bewies er nicht zuletzt Mitte 1944, als er seinen Vorgesetzten wegen hitlerfeindlicher Äußerungen bei der Gestapo denunzierte. Als Judaslohn wurde er zum Oberst im Generalstab und zum Leiter des Transportwesens in Italien ernannt.

Aber die Räder rollten nicht zum Sieg. Der deutsche Imperialismus erlitt 1945 seine bis dahin schwerste Niederlage. Und fast hatte es den Anschein, die Klöckner, Schnez und Co. würden nun die Finger von der Rüstung lassen. Verkündete doch selbst der Kanonenkönig Alfried Krupp von Bohlen und Halbach noch 1951 bei seiner vorzeitigen Entlassung aus der Kriegsverbrecher-Haft, er wolle „nie wieder Waffen produzieren". Dieser mitternächtliche Schwur vor der gußeisernen Pforte des Landsbergar Luxus-Gefängnisses war aber genausowenig ernstzunehmen wie das Keuschheitsgelübde einer Prostituierten. Denn die Monopole der BRD trieben bereits allesamt wieder zielstrebig die Militarisierung voran, um zum dritten Mal Profit daraus zu schlagen.

Das Haus Klöckner hatte zu diesem Zweck sogar einen ehemaligen Generalstäbler engagiert. Als Bevollmächtigter des Konzerns bei den Bundesbehörden hatte er die Augen offenzuhalten, damit die Klöckner-Humboldt-Deutz-AG im richtigen Moment wieder im lukrativen Rüstungsgeschäft war. Sein Name: Albert Schnez.

Er war nur einer von vielen solcher „Bevollmächtigter". Doch bald wurde der damalige CSU-Kriegsminister Franz-Josef Strauß auf ihn aufmerksam. „Der Tod von Iwans bleibt für einen echten deutschen Soldaten natürlich etwas Nebensächliches", hatte Schnez verkündet. Das wies ihn als einen Mann aus, der genau wußte, in welche Richtung die Entwicklung der Bonner Wehrmacht zu verlaufen hatte. So wurde der Hitler-Oberst 1957 als Brigadegeneral in die Bundeswehr übernommen.

Er war bezeichnenderweise zunächst Leiter der Unterabteilung Logistik (Nachschubwesen) beim Führungsstab. Im April 1960 wurde er Chef dieses Stabes und gleichzeitig Stellvertreter des Generalinspekteurs. Schließlich war er von Oktober 1968 bis zu seiner Pensionierung im Herbst 1971 Inspekteur des Heeres. Für die KHD-Gruppe blieb er in all diesen Funktionen der „Kontakter", der emsig mithalf, daß Rüstung und Militär mit reaktionären politischen Kräften immer enger zum Militär-Industrie-Komplex verschmelzen und ihre Machtposition ausbauen konnten.



Und wie er seine Sache wieder machte!

Ein gutes halbes Jahr nach seiner Ernennung zum Heeresinspekteur unterbreitete er der Bundeswehrführung ein Dokument, das als Schnez-Studie bekannt wurde. Es fand bei der gesamten Rechten — der CDU/CSU, der NPD und den Offizieren — vorbehaltlose Zustimmung.

Unter dem harmlosen Titel „Gedanken zur

Verbesserung der Inneren Ordnung des Heeres" wurde nicht nur verlangt, die Grundsätze der militant-antikommunistischen Manipulierung der Bundeswehrangehörigen so weiterzuentwickeln, daß sie „an die sich rasch verändernden politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse angepaßt werden können". Es wurde auch auf die „volle Auffüllung der präsenten Verbände" orientiert und gefordert, daß „Ausbildung und Erziehung, Organisation und Ausrüstung auf ein in allen Ebenen verständliches Kriegsbild ausgerichtet sind". Außerdem müsse der Staat alle reichen Artikeln für die höhere Aggressionsbereitschaft der Bundeswehr vorgeschlagen hatte: Es gibt heute ein Feldheer und die „Heimatschutztruppe". Es wurden Jägerverbände aufgestellt, die für den „Großkampf in Mitteleuropa" (gemeint ist die DDR, ČSSR und die VR Polen) gedacht sind. Eine neue Zentrale Dienstvorschrift „Hilfen für die Innere Führung" trat in Kraft. Und schließlich stehen in der Bundeswehr 500 000 Mann unter Waffen.

Die Schnez-Studie war also das Programm der Monopole zur weiteren ideologischen,

„Ich bin froh, daß wir einen General haben"



Kommentar von Dornier-Chef Schäfer über Generalmajor a. D. Henning Wilcke. Er wechselte zwar die Stellung, blieb aber im Geschäft — im Rüstungsgeschäft. Wie Brigadegeneral a. D. Kurt Kauffmann beim MBB-Konzern, Konteradmiral a. D. Erich Topp bei den Howaldtswerken-Deutsche Werft oder Generalmajor a. D. Klaus Müller bei Blohm und Voß. Alle sind sie auch eng verbunden mit dem General im Stellwerk Albert Schnez.

gesetzlich und politisch zur Verfügung stehenden Mittel einsetzen, um die Bevölkerung der BRD vom angeblichen Verteidigungsauftrag zu überreden. Dazu hieß es in der Studie, der Bundeswehrsoldat sei „nicht nur zum Abschrecken da, sondern zum Kämpfen, falls die Abschreckung versagt". Schnez hat sich hier bereits an „die sich rasch verändernden politischen Verhältnisse angepaßt" und gewählter ausgedrückt als seinerzeit Seeckt. Der hatte etwas offener gesagt, daß es von der Stärke der Reichswehr abhänge, wie weit der Staat der Monopole „in seinen Forderungen gehen kann". Aber da sich der Imperialismus seit jener Zeit nicht grundlegend geändert hat, verstehen wir schon, daß der Inspekteur des Bundeswehr-Heeres dasselbe meinte wie einst der Chef der Reichswehr-Heeresleitung. Schließlich hat Schnez ja mit Nachdruck auf diese Tradition verwiesen und selbst kurze Zeit zuvor noch erklärt: „Es ist nicht meine Funktion oder die des Militärs, den Frieden zu gestalten." Von demselben Militär behaupten nun die Sozialdemokraten auf einmal das ganze Gegenteil. Aber wer soll das glauben? Haben doch gerade Schmidt und Leber brav alles getan, damit inzwischen Wirklichkeit wurde, was Schnez Ende der sechziger Jahre auf Aktionärtagungen, Industriellentreffs und in zahl- personellen, organisatorischen und waffentechnischen Aufrüstung. Von Helmut Schmidt wurde es praktisch staatlich sanktioniert. Unter dem „allgemein als selbstverständlich anerkannten Primat der Politik" — der „neuen Ostpolitik" — sollten aggressiver erpresserischer „Auftrag und Mittel in ein angemessenes Verhältnis zueinander" gebracht werden. Davon versprach sich nicht nur die KHD-Gruppe neue Gewinne. Und in der Tat werden ja 1973 die Rüstungsausgaben der BRD auch nach der Unterzeichnung des Berliner Vertrages eine neue Rekordhöhe erreichen.

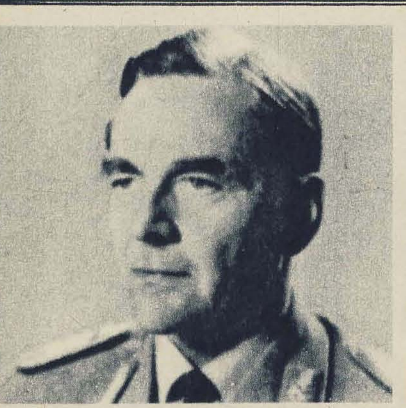
Als der sechzigjährige Generalleutnant 1971 mit einer monatlichen Pension von 4000 DM den aktiven Dienst altershalber quittierte, konnte er sich daher beruhigt brüsten: „Mir stehen alle Türen offen!" Und wie über 150 andere Generale und hohe Offiziere wechselte auch Schnez nur die Stellung und blieb im Geschäft. Im Rüstungsgeschäft. Er ging zwar nicht zu Klöckner zurück, denn das wäre ja wohl doch zu auffällig gewesen. Er fing bei der Hamburger Speditionsfirma Kühne und Nagel an, die im Nachschubwesen der NATO eine Rolle spielt.

Doch auch das ist mehr eine Scheinstellung. Denn Schnez war bereits im April 1971, ein halbes Jahr vor seiner Pensionierung, zum Ersten Vorsitzenden der „Deutschen Gesell-

schaft für Wehrtechnik e. V." (DWT) gewählt worden. Dabei soll die Silbe „Wehr-" nur täuschen. Auch bei Hitler gab es ja keine Kriegs-, sondern „Wehrwirtschaftsführer".
Von der BRD-Presse wird die DWT wie eine völlig unbedeutende Vereinigung behandelt. Aber immerhin zählt sie etwa 500 Mitglieder — Vertreter von 65 Großunternehmen, aus dem Bundesamt für Wehrtechnik und Beschaffung, aus Kreisen des Militärs und der Wissenschaft. In Darmstadt erscheint monatlich ihre Zeitschrift „Wehrtechnik".

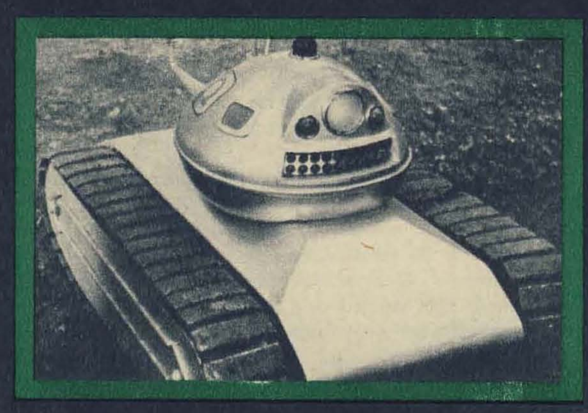
Im Impressum steht neben den Namen von Ministerialdirektoren, Direktoren, Professoren und dem des Vizepräsidenten Technik des Bundesamtes für Wehrtechnik und Beschaffung auch der des Generalleutnants a. D. Über ihr Ziel — und damit auch über die Absichten der Herausgeber — heißt es u. a.: „Sie will die Zusammenhänge mit der Wehrpolitik, die wechselseitigen Beziehungen der Wehrtechnik mit der militärischen Führung ebenso behandeln wie die gegenseitige Beeinflussung zwischen der Wehrtechnik und der allgemeinen Technik". Deshalb wendet sie sich „in erster Linie an die wehrtechnischen und wehrwirtschaftlichen Führungskräfte der Politik, der Streitkräfte, Verwaltung und Beschaffung, Industrie und Wirtschaft und nicht zuletzt der Natur- und Ingenieurwissenschaften."
Man kann die Gesellschaft für Wehrtechnik also nicht mit irgendeiner der fast 200 Verbindungsstellen der Rüstungsindustrie vergleichen, die ebenfalls in Bonn, in unmittelbarer Nähe von Bundestag, Kanzleramt und Bundeswehrministerium, eingerichtet wurden, um täglich die Kontakte warmzuhalten. Sie hat eine größere Rolle zu spielen. Immerhin äußerten sich in der „Wehrtechnik" beispielsweise zur 32. Arbeitstagung der Gesellschaft über „technische, wissenschaftliche, militärische und politische Perspektiven" recht maßgebliche Fühungskräfte: Der Staatssekretär für Rüstung im Bundeswehrministerium, ein Abteilungsleiter im Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft, Mitglieder des sogenannten Verteidigungsausschusses des Bundestages, der Stellvertretende Chef des Stabes für Planungen und Operationen im NATO-Hauptquartier für Europa und der Chef des Führungsstabes der Streitkräfte im Bundeswehrministerium.
Die Gesellschaft für Wehrtechnik ist demnach ein sehr entscheidendes Stellwerk. In ihm stellt Schnez Weichen zur weiteren Verwirklichung seiner Studie, damit die Monopole zu ihren Profiten kommen, und ihr Staat mit militärischer Stärke „abschrecken" (sprich: drohen) kann.
Was die Aktionäre der KHD-Gruppe anbetrifft, so haben sie ihre jährlichen Dividenden von 12 bis 16 Prozent nicht zuletzt den von Schnez vermittelten festen Bundeswehraufträgen für die Lieferung von Kraftfahrzeugen, Schützenpanzerwagen, Flugzeugtriebwerken und Schiffs-Dieselmotoren zu verdanken. Sie finanzieren dafür das Organ von Schnez' Gesellschaft u. a. tüchtig mit ganzseitigen Anzeigen, in denen sie nicht vergessen, auf die Rüstungstraditionen des Hauses hinzuweisen: „Wer die Erfahrung hat, hat auch die Zukunft." Doch wie die Geschäfte zwischen dem Generalleutnant a. D. und den Aktionären im Detail aussehen, in welchen Fällen er seinen „alten Kameraden" die KHD-Gruppe als Auftragnehmer empfohlen hat, welche Tips er den Entwicklungsbüros zukommen läßt, welche Summen dafür auf sein Konto überwiesen werden — das sind Karten, in die sie sich auch von den eigenen Leuten nicht sehen lassen. Sie haben ja sogar die Stifte verpflichtet, „über Betriebs- und Geschäftsgeheimnisse Stillschweigen zu wahren"...

Oberleutnant K.-H. Melzer









Roboter als Planetenforscher

In phantastischen Erzählungen und utopischen Filmen spielen die Roboter stets eine besondere Rolle. Oftmals als aufrechtgehende, mit gewissen menschlichen Attributen versehene, „denkende" Eisenkerle auftretend, schützen sie Leben und Gesundheit der Kosmonauten, spielen sie Schach oder analysieren die Umwelt. Haben sie einen elektronischen Defekt, „drehen" sie auch durch ... Einer der ersten Kosmos-Roboter war „Omega". Mit ihm, der seit Jahren über Raumerfahrung verfügt — er besuchte im Auftrage der DEFA den „Schweigenden Stern" — führten wir nachstehendes Fachgespräch

„Kollege Omega, noch vor einiger Zeit schien es so, als ob das Gebiet der Planetenforschung mit Raumsonden mehr oder weniger als ‚Hobby' betrieben wurde, in den USA mehr als in der Sowjetunion. Wie sehen Sie die Dinge?"

„Diese Meinung wurde mit den Unternehmen Mars 2, Mars 3 und Mariner 9 sowie mit den beiden Mondmobilen Lunochod 1 und 2 nach einem Jahrzehnt aktiver Planetenforschung mit Raumsonden entkräftet. Mit Mars 2 und 3 sowie mit Mariner 9 wurde die Ära des ‚Vorbeisausens' und ‚Raufplumpsens' auf unsere Nachbarplaneten beendet. Die direkte und langfristige Planetenforschung wurde auf eine höhere Stufe gehoben. Lunochod 1 und 2 zeigten, was den Planeten unseres Sonnensystems in nächster Zukunft widerfahren wird; die Erforschung der Oberfläche mit Geräteapparaturen, die in der Lage sind, ihren Standort zu wechseln und selbständig spezielle Untersuchungen vorzunehmen. Schon die künstlichen Satelliten des Planeten Mars weisen den Weg zu diesem Ziel und geben die ersten vergleichenden Anhaltspunkte zur bisherigen Monderforschung."

„Was ist der Grund, weshalb die Planeten noch nicht so spezialisiert erforscht werden wie der Mond?"

„Der Grund dafür ist auf drei Gebieten zu suchen: In der relativ großen Entfernung und der damit verbundenen Bahnproblematik, in der Überwindung dieser Entfernung mit den gegebenen technischen Möglichkeiten (beachten Sie die Probleme des Funkkontakts sowie die Steuer- und Antriebsproblematik) sowie in den mit den Planetenkonstellationen verbundenen seltenen Startmöglichkeiten. Dennoch ist die Zeit bereits abzusehen, wo die Meldung ‚Marsochod hat den ersten Kilometer auf unserem Nachbarplaneten zurückgelegt', als Schlagzeile erscheint. Ob diese Apparatur nun ‚Marsochod' heißen oder einen anderen Namen tragen wird, ist unerheblich. Wichtig ist die Tatsache, daß die Planetenforschung mit den gleichen Mitteln und Geräten, allerdings mit speziell für den Einsatzzweck entsprechenden Abänderungen, erfolgen wird."

„Die Bedingungen auf den Planetenoberflächen sind verschieden. Betrachten wir nur die Temperatur, die Druckverhältnisse, die Bodenbeschaffenheit und die klimatischen Erscheinungen. Wie wirkt das auf die Geräte ein?"

„Ja, diese Faktoren müssen bei der Konstruktion und Montage eines solchen Gerätes unbedingt berücksichtigt werden. Die Entsendung eines Planetochods oder Astromobils ist problematischer, als es auf den ersten Blick erscheint. Es gibt zwei wichtige natürliche Gegebenheiten, die eine derartige Apparatur auf dem jeweiligen Planeten antreffen wird. Die Schwerebeschleunigung eines Planeten ist dabei der wichtigste Faktor. Je größer die Schwerebeschleunigung eines Planeten ist, um so größer sind die Schwierigkeiten, einen Körper dort weich zu landen, da für die Abbremsung, soweit kein Fallschirm verwendet werden kann, mit wachsender Schwerebeschleunigung mehr Treibstoff benötigt und somit die Nutzmasse begrenzt wird. Desweiteren muß die Konstruktion eines derartigen Körpers bei sehr großer Schwerebeschleunigung (z. B. beim Jupiter) entschieden stabiler sein, als das beispielsweise bei Lunochod 1 und 2 notwendig war; der Mond hat ja nur etwa 1/6 der Schwerkraft der Erde. Auch das verlangt unter Umständen, die Masse zu erhöhen. Aus diesen Ergebnissen resultiert auch die Art der Fortbewegung. Je größer die Schwerkraft eines Planeten ist, um so größer wird auch die Reibung der

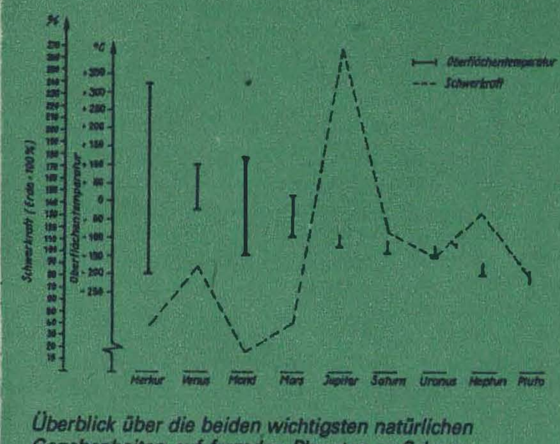


Illustration: Hans Räde

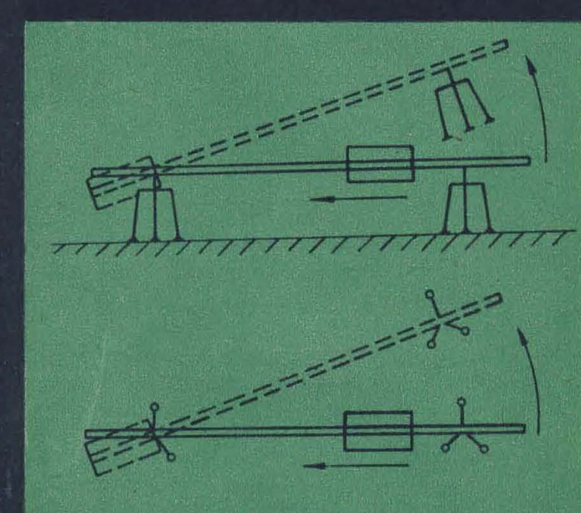
Räder oder Raupen auf der Oberfläche sein. Deshalb ist beispielsweise der Einsatz eines Gerätes wie Lunochod auf Jupiter völlig unsinnig, da die Reibungsverluste ein nicht mehr vertretbares Ausmaß erreichen würden."

„Wie man hört, haben sich die sowjetischen Wissenschaftler bereits einige Systemlösungen einfallen lassen, die einen Einsatz beweglicher Apparaturen auf Planeten wie Jupiter und Neptun möglich machen. Eine Lösungsvariante wurde bereits im Modellversuch erprobt und durch die sowjetischen Raumfahrtwissenschaftler für einsatzfähig befunden."

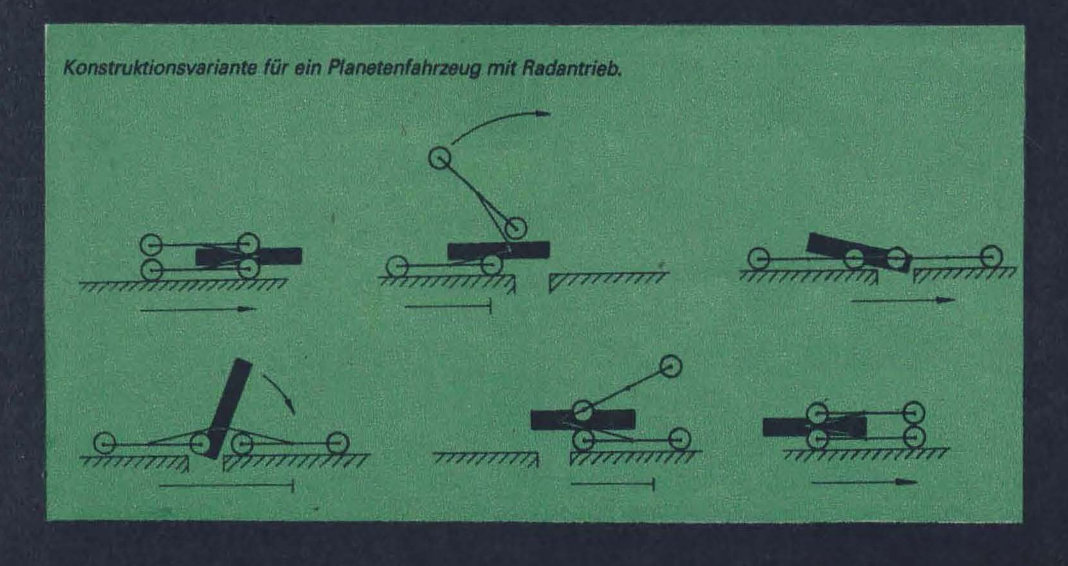
„Richtig. Die Apparatur besteht aus einem Hauptträger, an dem an den beiden Enden zwei dreibeinige Stützen drehbar befestigt sind. Längs des Trägers bewegt sich ein Block, in dem die Steuersysteme, die Forschungsausrüstung, die Energieversorgungsgeräte und die Telemetriesysteme untergebracht sind.
Dieser Geräteblock kann mit einer Zahnstange auf dem Hauptträger hin und her bewegt werden. Dadurch, daß sich die Dreibeine nicht an den äußeren Enden des Hauptträgers befinden, kippt das rechte Dreibein in dem Moment nach oben, wo der Geräteblock völlig nach links gebracht wird. Mit einem Drehmechanismus an den Dreibeinen kann somit das linke am Boden stehen bleiben und der gesamte Träger geschwenkt werden. Durch die Bewegung des Geräteblockes nach rechts wird nun das rechte Dreibein auf den Boden gesetzt und die Geräteapparatur kann ganz nach rechts ‚fahren', damit der Vorgang mit dem linken Dreibein analog vollzogen werden kann. Diese Systemlösung erlaubt den Einsatz auch auf unbekannten Planetenoberflächen, da ein derartiges Gerät ein Höchstmaß an Geländegängigkeit auf-



Überblick über die beiden wichtigsten natürlichen Gegebenheiten auf fremden Planeten — Schwerkraft und Oberflächentemperatur.



Bewegungsablauf des im Modell erprobten sowjetischen Entwurfs eines schreitenden Geräteträgers, des „Schagochods".



Konstruktionsvariante für ein Planetenfahrzeug mit Radantrieb.

weist. Eine zweite Konstruktionsvariante, die speziell für die Planeten mit sehr zerklüfteten Oberflächenstrukturen entwickelt wurde, ist nur für Planeten mit relativ geringer Schwerebeschleunigung geeignet, z. B. Mars und Venus, da hier genau wie bei Lunochod der Radantrieb verwendet wird. Der Vorteil dieses Systems liegt in der Kompaktheit der Gesamtausführung und ist daher für den Transport auf einer Landestufe, ähnlich der von Lunochod, besonders geeignet. Die Geländegängigkeit dieses Apparates ist ebenfalls beträchtlich, obwohl die Grenzen gegenüber dem vorgenannten System eingeengter sind."

„Wie bewegt sich dieser Apparat?"

„Der Bewegungsablauf geht wie folgt vor sich. Auf ebenem Gelände kann der Apparat auf vier oder acht Rädern fahren. Wenn ein Hindernis, etwa eine Felsspalte, eine starke Erhöhung o. ä. im Wege ist, so werden die vier Räder, die bisher ‚Hukkepack' mitgenommen wurden, ausgeschwenkt und über das Hindernis hinweg gesetzt. Hat das erste Radpaar ‚Fuß gefaßt', fährt der gesamte Apparat weiter vor, bis alle vier Räder einen festen Untergrund haben. Dann wird die Gerätesektion über das Hindernis hinweg gehoben. Die zwei Radpaare werden nun nachgezogen und die Fahrt kann weitergehen."

„Auch spielt die Temperatur eine nicht geringe Rolle. Was können Sie dazu sagen?"

„Die Temperatur ist der zweite wichtige Faktor für die Konstruktion eines Planetochods. Die Beherrschung der Temperaturen auf dem Mond (−120 bis +150 °C) bereitete schon den Konstrukteuren von Lunochod erhebliches Kopfzerbrechen, wurde jedoch, wie die lange Arbeitszeit von Lunochod 1 bewiesen hat, zur völligen Zufriedenheit gelöst. Auf den Planeten herrschen teilweise noch kompliziertere Verhältnisse. So ist beispielsweise der Planet Merkur mit rund +350 °C auf der Tagesseite und −200 °C auf der Nachtseite ein Planet unseres Sonnensystems, der sich sicherlich keine großen Chancen, zumindest nicht in der nächsten Zukunft, auf ein Planetochod ausrechnen kann. Die günstigsten Aussichten für einen baldigen Besuch haben die Planeten Venus und Mars (Venus +100 bis −25 °C und Mars +20° bis −100 °C) sowie der Planet Jupiter (−130 °C), da sie innerhalb der bekannten Temperaturbereiche des Mondes liegen. Die Planeten außerhalb der Jupiterbahn bereiten bereits wegen ihrer äußerst niedrigen Oberflächentemperaturen (unter −200 °C) erhebliche Schwierigkeiten, da bei diesen Temperaturen der Materialeinsatz erhöhte Kaltfestigkeiten berücksichtigen muß."

„Die Aufgabenbereiche der Planetochods werden ähnlich vielseitig und sogar noch erheblich umfangreicher sein, als die von Lunochod 1 und 2. Kann man Parallelen dazu ziehen?"

„Zunächst wird die fotografische Erkundung der Oberfläche und die Untersuchung des Bodens notwendig sein. Das Arbeitsspektrum derartiger Automaten ist wie folgt zusammenzufassen:
Sie übertragen Panorama- und Detailaufnahmen der Planetenoberfläche, untersuchen den Boden auf seine Zusammensetzung, Dichte, Härte und Struktur, analysieren die Planetenatmosphäre auf ihre Zusammensetzung, Luftfeuchtigkeit, Temperatur, Dichte, zeitliche Schwankungen und Gravitationsverhältnisse und messen den Abstand des Planeten von der Erde, um genauere Daten über den Bahnverlauf, Bahnstörungen und Bahnänderungen zu erhalten. Ferner werden sie auch den Einfluß der solarterrestischen Strahlung auf die Planetenatmosphäre und auf die Oberflächenveränderung untersuchen sowie die technische Brauchbarkeit der Apparatur für die spezifischen Planetenbedingungen prüfen, auch unter dem Gesichtspunkt der Weiterentwicklung."

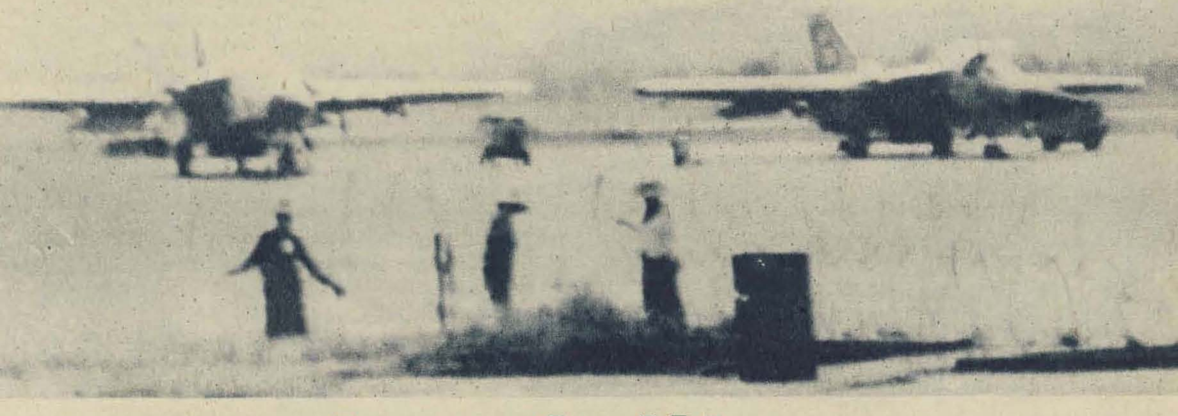
„Mit dem Einsatz solcher Geräte oder Raumroboter durch die sowjetische Kosmonautik ist offenbar bereits im nächsten Jahrzehnt zu rechnen. Sind Sie, Kollege Omega, auch dieser Meinung?"

„Unbedingt. Die Zielstrebigkeit und Planmäßigkeit der Planetenforschung der UdSSR weist deutlich darauf hin. Auch die amerikanische Raumfahrtbehörde NASA hat für das nächste Raumfahrtjahrzehnt und darüber hinaus Pläne; jedoch ist ein Einsatz von neuartigen, den verschiedenen Gegebenheiten auf den einzelnen Planeten angepaßten Apparaturen, nicht geplant. Es sollen konventionelle Raumflugkörper, wie sie von der Erforschung der Mondoberfläche bekannt sind, eingesetzt werden. Eine Landung ist nur auf dem Planeten Mars vorgesehen. Andere Vorhaben sind nicht bekannt."

„Kollege Omega, im Namen der AR-Leser besten Dank für die interessanten Auskünfte."

Das Gespräch programmierte
Martin Borle

Raubritter



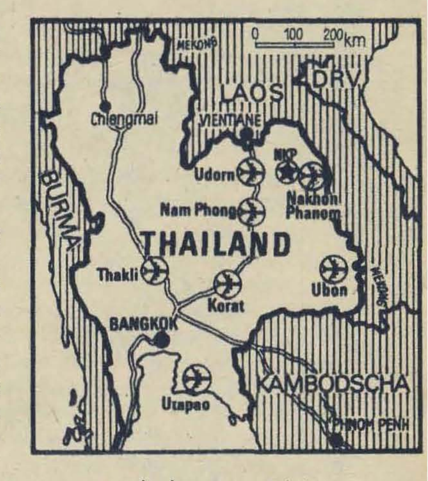
am Ausfalltor

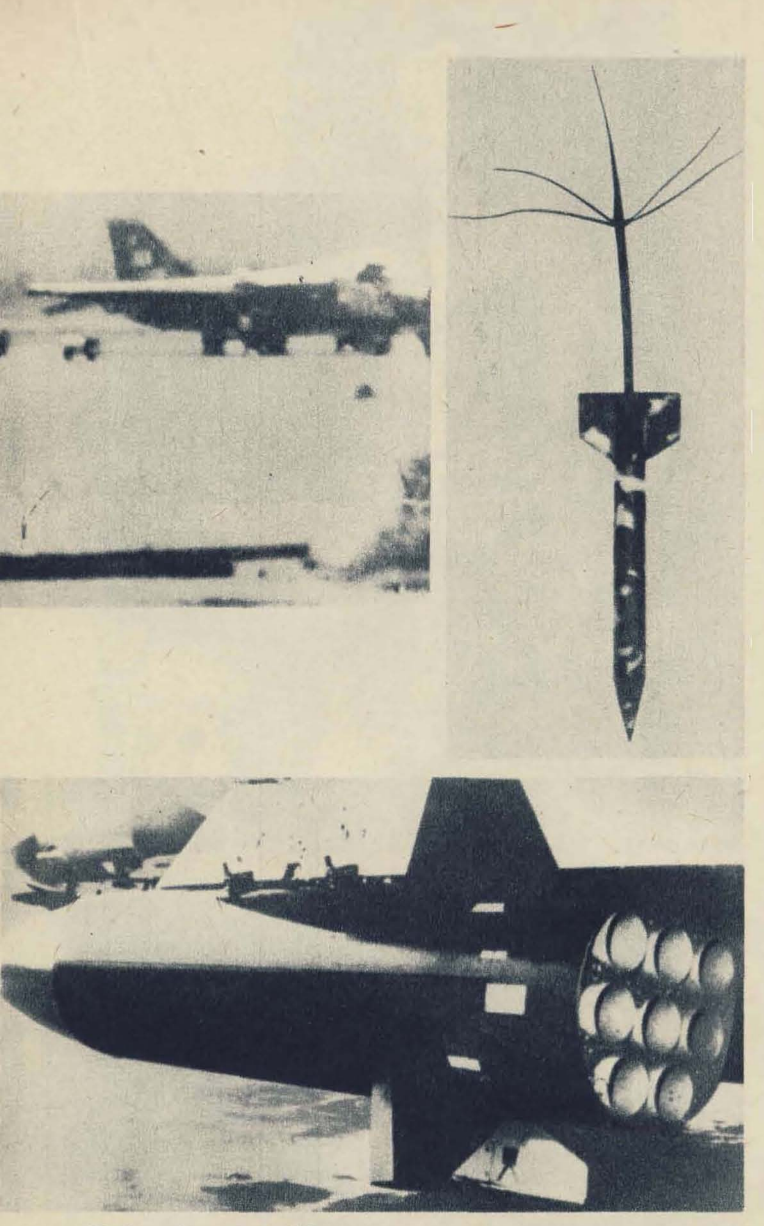
Die tropische Nacht hat sich über Thakli gesenkt. In der Bar „Florida", die über dem Eingang — wie selbst der kleinste Laden in diesem Ort — sowohl in Englisch als auch in Thai beschriftet ist, quirlen Ventilatoren die feuchtschwüle Luft. Ein Leutnant der US Air Force kippt seinen dritten oder sechsten Whisky hinter und steigt umständlich vom Barhocker. Mit nicht mehr ganz sicheren Schritten steuert er zu einem der Tische, an denen ihm einheimische Mädchen, maskenhaft lächelnd, entgegenblicken. Als er die Hand einer mandeläugigen Schwarzhaarigen ergreift, taucht mit unterwürfigen Verbeugungen ein kleiner beleibter Mann neben dem Amerikaner auf. Der Barbesitzer. Er streichelt über den Arm des Mädchens und sagt dabei anpreisend geschäftig: „Thai silk, thai silk."

Als „thailändische Seide" müssen die jungen Mädchen — manche sind kaum fünfzehn Jahre alt — ihre Haut für den Barbesitzer auf den freien Markt der Liebe tragen. Der amerikanische Fliegeroffizier kramt aus seiner Hosentasche Geldscheine hervor und wirft sie auf den Tisch. Dann umfaßt er die Kleine und zieht mit ihr ab.

Die Mädchen stammen meist aus dem Nordosten Thailands, wo die Reisbauern besonders arm sind. Die Erträge auf den kargen Feldern sind entsprechend dürftig. Und wenn die Ernte besonders schlecht ausfällt, müssen die meisten Bauern bei Strafe des Hungertodes zu einem Wucherer gehen und Geld leihen, das sie meist mit hundert Prozent Zinsen und manchmal noch mehr zurückzuzahlen haben. Können sie das bei der nächsten Ernte nicht, verkaufen sie in ihrer Verzweiflung häufig selbst ihre Töchter, die dann meist in solchen Etablissements landen.

Thakli, etwa 200 Kilometer von Bangkok entfernt, ist nur einer von sieben Bomberstützpunkten — mit insgesamt etwa 50 000 amerikanischen Soldaten —, die von den USA in Thailand unterhalten werden und zu denen noch acht weitere Militärbasen verschiedenster Zweckbestimmung kommen. In Udorn, Korat, Nam Phong, Ubon, Utapao und Nakhon Phanom sind mehr als 700 Flugzeuge verschiedener Typen stationiert — vom Propellerflugzeug „Skyraider" über den Jagdbomber





Elektronische Schnüffler
werden diese Sensoren (oben) genannt. Der Typ XM3 reagiert auf menschliche Ausdünstungen. Von den in Thakli stationierten Maschinen der US Air Force (links oben) über Indochina abgeworfen, sollen sie die Kämpfer der Befreiungsstreitkräfte aufspüren und ihre „automatische Vernichtung" ermöglichen.

„Phantom" und den Schwenkflügler F-111 bis zum achtstrahligen strategischen Bomber B-52.

In allen Orten, wo diese Stützpunkte gelegen sind, bietet sich ein ähnliches Bild: Neben den kilometerlang hermetisch von der Außenwelt abgeriegelten Basen befinden sich als Nachtklubs und Massagesalons getarnte Bordelle, und die „American Bookshops" sind mit Pornographie überladen. Alles ist auf die Landsknechtsmentalität eines Großteils der amerikanischen Flieger ausgerichtet, die — wie sie sagen — nur ihren Job verrichten: Bomben auf friedliche Dörfer und Städte zu werfen. Sie nennen Thailand den „größten amerikanischen Flugzeugträger".

Die in dem Königreich herrschende Militärclique, die eng mit einer Schicht feudaler Großgrundbesitzer verquickt ist und sich an den Dollars amerikanischer „Wirtschaftshilfe" maßlos bereichert hat, gilt heute als der treueste amerikanische Vasall in Südostasien. Westliche Illustrierte präsentieren gern das Monarchenpaar — König Bhumibol und seine Gemahlin Sirikit — in orientalischer Märchenpracht, die ein paradiesisches Land verheißt. Doch in diesem Staat gedeiht an dem Kriegsbündnis mit den USA nur ein Häuflein von Schmarotzern.

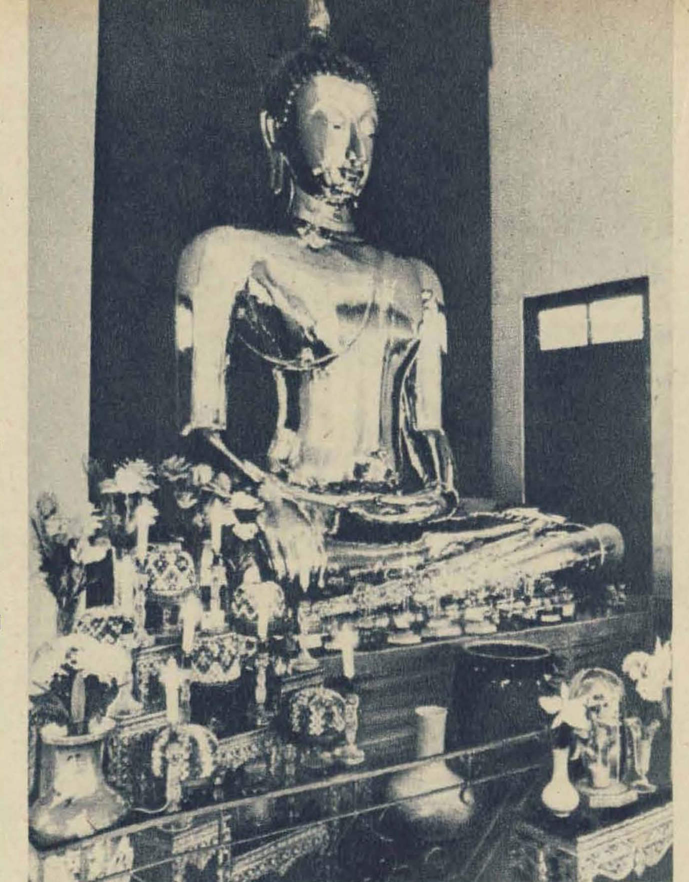
Während der amerikanischen Vietnam-Aggression wurden von Thailand aus vier Fünftel aller Bombenangriffe gegen Vietnam und Laos geflogen. Nach dem erzwungenen Rückzug der USA aus Südvietnam hat dieses Land, das etwa so groß wie Frankreich ist und 34 Millionen Einwohner zählt, zweifellos an Bedeutung für die amerikanischen Globalstrategen gewonnen: Für sie ist es ein Ausfalltor nach Vietnam, Laos und Kambodscha. Täglich schicken sie ihre Bomber nach Kambod-

scha, entsenden sie Killertrupps der Special Forces, die wegen ihrer Grausamkeit auch „Grüne Teufel" genannt werden, in das Nachbarland Laos. Unlängst verlegte Washington sein bis dahin in der südvietnamesischen Hauptstadt etabliertes Oberkommando nach dem Stützpunkt Nakhon Phanom am Mekong, der dort die Grenze zu Laos bildet.

Elektrisch geladene Drahtverhaue und elektronische Fallen sichern Nakhon Phanom. Dieser geheimnisumwitterte Stützpunkt unterliegt einer besonders scharfen Bewachung: Streifen mit Spürhunden durchkämmen das umliegende Gelände, und gepanzerte Fahrzeuge patrouillieren ständig um die Basis, wo Bulldozer den unmittelbar angrenzenden Urwald gerodet und einen sogenannten Sicherheitsstreifen geschaffen haben.

Wenn die amerikanischen Militärs von Nakhon Phanom — ihrem neuen Hauptquartier auf der indochinesischen Halbinsel — sprechen, so benutzen sie gewöhnlich die Abkürzung „NKP". Dieser Stützpunkt unterschied sich schon immer von den anderen Bomberbasen in Thailand: Neben Düsenmaschinen stehen in den Hangars auch Propellerflugzeuge bereit. Sie befördern die Killerkommandos der „Grünen Teufel" in die Einsatzgebiete nach Laos und Kambodscha. Und „Phantom"-Bomber, die mit einer besonderen Vorrichtung ausgestattet sind, werfen über dem Dschungel Indochinas seit Jahren Sensoren ab.

Diese elektronischen Geräte bleiben in den Bäumen hängen oder bohren sich in den weichen Boden, wobei nur die als Dschungelpflanze getarnte Antenne aus dem Boden ragt. Sie reagieren auf Erschütterungen und Geräusche und sollen die Befreiungsstreitkräfte aufspüren. Der Sensor





Thailändische Seide
wartet unter den Augen des Goldenen Buddha von Bangkok in zahllosen Bordellen auf die US-Soldaten (rechts oben). Sie wurden von armen Reisbauern in die Stadt verkauft. Die doppelte Unterdrückung des Volkes soll durch die Vergrößerung der 250000-Mann-Armee des Königreiches noch verstärkt werden.

XM3, der auf menschliche Ausdünstungen programmiert ist, wird „Menschenschnüffler" genannt. Unbemannte Flugzeuge vom Typ QU 22b, die fliegenden Relaisstationen entsprechen, sollen die von den Sensoren gesendeten Informationen auffangen und sie nach Nakhon Phanom übermitteln, wo sich in unter-



irdischen Betonbunkern eines der größten Computerzentren der Welt befindet und die eingehenden Daten verarbeitet. Die Resultate werden an Kommandostellen weitergeleitet, die Bombenangriffe in den Koordinaten des signalisierten Zieles auslösen.
Selbstverständlich können diese Sensoren nicht Partisanen von Zivilisten unterscheiden, wie auch nicht alle Erschütterungen, die von seismischen Sensoren im Dschungel wahrgenommen werden, unbedingt von militärischen Einheiten und Fahrzeugen stammen müssen. Die „elektronischen Schnüffler" wurden erstmals durch die „Task Force Alpha" (Kampfgruppe für besondere Aufgaben Alpha), die von Nakhon Phanom aus operiert, in Indochina getestet. Sie sollten einmal zum künftigen „elektronischen Schlachtfeld" gehören, wie es amerikanischen Generälen vorschwebt.
Die Praxis hat jedoch dieses mit viel Vorschußlorbeer bedachte System, das auch unter der Bezeichnung „Igloo-White"-Programm bekannt geworden ist, als in hohem Grade erfolglos ausgewiesen: Als 1972 die südvietnamesischen Befreiungsstreitkräfte im Mekong-Delta sogar mit Panzern und schwerem Geschütz angriffen, war das US-Oberkommando peinlich überrascht. „Task Force Alpha" hatte den Transport der militärischen Großgeräte nicht registriert.
Dieses blamable Fiasko — eines von vielen — umschrieb die Schweizer Zeitschrift für Luft- und Weltraumfahrt „Interavia" in einer Analyse auf recht dezente Art und Weise: „Trotz der zunehmenden Anwendung können Fernsensoren jedoch keineswegs als Universallösung für die Probleme der Dschungelkriegsführung betrachtet werden. Ihr Einsatz ist unter Umständen mit Fehlalarmen und falschen Interpretationen sowie mit der gefährlichen Tendenz verbunden, die vom Meßsystem auf Grund seiner geometrischen Anlage unentdeckbaren Bewegungen als nichtexistent zu betrachten."
Thailand hat seit 1958, als sich eine „Advanced Research Projects Agency" (ARPA) genannte militärische Forschungsgruppe in der Hauptstadt Bangkok einquartierte, eine bedeutende Rolle in den Plänen des Pentagon gespielt. Ein leitender Mitarbeiter des Institute for Defence Analysis (Institut für Verteidigungsanalysen) in Falmouth (USA-Staat Massachusetts) erklärte: „Thailand ist wie ein Laboratorium."
Die ARPA erhielt im Jahr 1961 den Auftrag, eine thailändische Studie für das Projekt „Agile" zu erarbeiten. Es sollte neue Kampfmethoden gegen die nationalen Befreiungsbewegungen finden und testen. Die Pariser „Le Monde Diplomatique" enthüllte später in einem aufsehenerregenden Bericht: „Es (das Projekt Agile) führte sehr genaue Untersuchungen über die Hevea-Gewächse durch (Durchdringungsmöglichkeiten, Landverkehr, Sichtmöglichkeit aus der Luft bei verschiedenen Blatt-Typen), über den Einfluß der Wälder im Nordosten Bangkoks auf die Funkverbindungen (Holzart, Durchmesser der Bäume usw.), über die Möglichkeiten der Entlaubung (Landschaftstest von Pran Buri, bei dem 164 Pflanzen getestet wurden), über das Herausfinden von Tunnels und verborgenen metallischen Erzeugnissen, über das Luftkissenfahrzeug Wesland SRN-5.
Dörfer im Nordosten wurden unter die Lupe genommen: Geographie, Namen offizieller Persönlichkeiten, Tierbestand, Anzahl der Werkzeuge und Fahrräder, Lagerware in den Geschäften usw."
Das Blatt meinte: „Im Prinzip ist dem Pentagon von der thailändischen Fauna und Flora nichts mehr unbekannt, die mit der von Malaya und Indonesien verglichen wird." Die „strukturellen Kennzeichen der Vegetation" würden denen in der Panama-Kanal-Zone ähneln.
Die amerikanischen Generalstäbler brüsteten sich in der Vergangenheit bereits damit, daß sie über Vietnam „alles wissen". Bis sie schließlich feststellen mußten, daß ihr in Computern gespeichertes Wissen nicht der Weisheit letzter Schluß war. Ihre Elektronengehirne sammelten fleißig unzählige Daten, aber sie konnten weder den Heldenmut des um seine Unabhängigkeit kämpfenden Volkes noch die weltweite Solidarität aller antiimperialistischen Kräfte erfassen.

H. S. Williams



HUNDSTA

GE





Illustration: Karl Fischer

Die Fahrt durch die Nacht hatte sie weitaus mehr erschöpft, als sie sich eingestehen wollte. Wohl hatte der Städteschnellverkehr sie in wenigen Stunden verhältnismäßig bequem von Berlin zum südlichsten Bezirk der Republik getragen. Doch dann folgte das entnervende Warten auf den Kleinbahnhöfen, das Rütteln und Stoßen von Station zu Station. Sie zog fröstelnd den Mantel zusammen. Weshalb eigentlich bin ich nicht bei Frank, fragte sie sich in einem Augenblick der Resignation. Frank hätte ihr gern die Entscheidung abgenommen, die sie jetzt suchen fuhr. Zwei Tage und zwei Nächte bei Andreas. Vierundzwanzig Stunden, bestenfalls dreißig. Und vierundzwanzig Stunden Bahnfahrt. Verspätung durfte nicht dazukommen.

Die Bahn folgte den Windungen des Flusses, der — eingeschnürt durch die Berge — am jenseitigen Ufer von einer Chaussee begleitet wurde. Scheinwerfer schnitten Keile in den Dunst. Wenn sie Franks Angebot annahm, könnten das die Scheinwerfer ihres Wagens sein. Sie jedoch fuhr in die Grenzlandschaft des Grabfeldes. Zu Andreas fuhr sie. Frank kannte sie seit ihrer Kindheit. Und diesen Andreas Preußger? Doch erst seit zwei Jahren, als er im Oktober, wenn kein vernünftiger Mensch mehr zum Camping fährt, am Schwebecksee zelten mußte. Aber sie trug seinen Ring an der linken Hand und nicht den Franks.

Barbara Weigert preßte die Stirn an die Fensterscheiben und schloß die Augen.

Der Soldat Junghans zog die Beine dicht an den Leib und schob mit dem Zeigefinger die Feldmütze aus der Stirn. Dabei sah er den Postenführer fragend an. Preußger kannte diese Geste. Verdammt kühl, hieß das. Kleines Feuerchen unter der Nase machen, hieß das.

„Hau ab", sagte Preußger.

Junghans rutschte zusammen, so daß er völlig in dem Erdloch verschwand, dabei schon nach den Zigaretten fingernd. Eigentlich ein feiner Kerl, der Gefreite. Er sollte mit einer aus dem Norden verlobt sein, schon über ein Jahr.

Werner Junghans drückte den Rest der Zigarette am Grabenrand aus und steckte die Kippe in eine Streichholzschachtel.

„Kommt dein Mädchen nicht heute?" fragte Junghans.

Andreas Preußger wandte nicht einmal den Kopf. „Ist schon unterwegs."

Seit zwei Jahren war sie unterwegs. Er erinnerte sich noch ganz genau des Tages. Wolken verdeckten die Sonne, und von Zeit zu Zeit klopften einige Tropfen auf das Zelt. Unfreundlich gab sich der Wind. Andreas mußte



Unterwegs

HORST JÄGER

den Anorak bis zum Hals schließen, als er sich auf den Weg in die nahe Stadt machte. Eigentlich hätte er seinen Jahresurlaub in den Sommerferien nehmen müssen wie alle anderen Lehrer auch, aber ein Gallenleiden zwang ihn ins Krankenhaus. So wurde aus dem Sommerurlaub ein Herbsturlaub.
In der Stadt hatte er so eine Art Reformhaus gesucht, in dem es Knäckebrot gab und Eier. Das Haus war zweigeschossig, und über dem Schaufenster stand in hellblauer Bonbonfarbe „Lebensmittel — Inh. Otto Weigert".
Weder Otto Weigert noch seine Gattin waren zu sehen. Dafür verkaufte sie ihm Eier und Knäckebrot. Drei Tage später wußte er nicht nur, daß sie Bärbel hieß, sondern er hatte auch ein erstes — wie sagten Oma und Opa so schön? — Rendezvous mit ihr verabredet.
Er erfuhr, daß sie im Laden nur ausgeholfen hatte, die Eltern das nicht sehr gerne sahen, da sie — wie Vater meinte — zu „Höherem berufen" wäre, daß sie nach dem Abitur nicht Ärztin, sondern Industriekaufmann geworden war, daß sie gern tanzen ging und — mehr rauchte, als ihr zuträglich war. Er war der erste Mann in ihrem Leben, und ein Jahr später, als er zur Armee ging, trug sie seinen Ring, obwohl Inhaber Otto Weigert sehr viel dagegen hatte. Der Lehrer war ihm angenehm. Was ihn störte, war das Parteiabzeichen mit den ineinandergeschlungenen Händen am Jackenaufschlag.
Dann gab es in diesem Frühjahr einen Abend am See, als die Oberfläche des Wassers grauem Kräuselkrepp glich und sie neben ihm auf dem schmalen Bootssteg hockte. Die tiefstehende Sonne hatte Lichter in ihre Augen gesetzt. „Da ist ein anderer Mann, Junge, seit fast drei Wochen." Wenn sie Junge sagte, klang ihre Stimme immer weich. Er hatte geschwiegen. Was auch wäre zu sagen gewesen? Die Planken unter ihm schienen zu schwanken. Er hätte nicht angeben können, wie lange das Schweigen andauerte zwischen ihnen. Jedenfalls wußte er, daß er wesentlich öfter Urlaub benötigt hätte.

▼▼▼

Frank hatte das Zimmer bestellt. Telefonisch. Er nahm ihr alles Beschwerliche ab. So wollte er sie ursprünglich auch mit dem Wagen nach Thüringen fahren. Doch das hatte sie sich energisch verbeten. Es sollte ihre und nur ihre Entscheidung sein. Glücklicherweise kam auch bei ihm etwas dazwischen.
Der Umbau in der Salewskistraße hatte sich an einem Punkt als Fehlkonstruktion erwiesen. Wenn nicht am Montag alle dort eingesetzten Brigaden ohne Arbeit stehen sollten, mußte Frank Sebusch, Verantwortlicher für diesen Bauabschnitt, sein Wochenende opfern und die Pläne überprüfen.
Das Hotel lag außerhalb der Stadt. Eine Taxe fand sich nicht in diesen Morgenstunden. Barbara hatte keine Zeit zu verlieren, wenn sie den Bus nicht versäumen wollte.
Als sie ausstieg, wies ihr der Fahrer an der Kreuzung den Weg. Bärbel atmete einige Male tief, band sich das Kopftuch um.
Ihre Füße suchten das Laub am Straßenrand. Frank war ein Sommermensch mit Tanz und Repräsentation, wollüstigen Nächten, Strand von Varna und großem Bahnhof und seinem Slogan: „Nimm's leicht." Aber Andreas akzeptierte sie, so wie sie war.
Ein Lkw überholte sie. Im Fahrerhaus saß ein Soldat. Und in die Gedanken an Andreas tauchte das Wort Grenze. Plötzlich fand sie, daß sie durch einen fremden Wald lief. Die Bäume schienen zusammenzurücken, und sie trat hastig aus dem Laub am Straßenrand auf die Asphaltdecke.

▼▼▼

Wer das dumpfe Rollen jenseits der Sperre zuerst hörte, Preußger oder Junghans, hätte keiner zu sagen vermocht. Instinktiv griffen beide nach ihren Waffen, wurden sich dessen bewußt, sahen sich an und lächelten. „Traktoren?" fragte Junghans.
Der B-Stelle genau gegenüber schob sich ein Streifen Ackerland zwischen den Wald. Der Acker mochte da, wo er die Staatsgrenze berührte, nicht breiter sein als achtzig Meter, erweiterte sich aber dem jenseitigen Hinterland zu.
„Hört sich eher nach Pkw an." Preußger wußte, wie der Nebel täuschen konnte. Die Meldung war durch. Sicht nicht möglich.
In spätestens zehn Minuten wußten sie, was sich drüben tat. Länger gab er dem Nebel nicht. In einer guten halben Stunde Ablösung, in einer weiteren Viertelstunde mußte er dem Mädchen gegenüberstehen, das er seit jenem Urlaub nicht gesehen hatte.
Doch seit dieser Zei war das Gras nicht mehr so grün und der Himmel nicht mehr so blau. Preußger sah sich durch die verblichenen Straßen gehen. Irgendwie schienen ihm die kleinen Häuser, deren Fenster sich nach außen öffneten, bereits vertraut, so vertraut wie das Schild über dem Schaufenster. Er hatte nicht geschrieben. Die Überraschung sollte perfekt sein. Sie war es.
Souverän trat ihm der alte Weigert entgegen, unverhohlen die Uniform musternd. „Nein, Herr Preußger, ich muß Sie enttäuschen. Barbara ist mit Herrn Sebusch nach Berlin gefahren." Es lag Schadenfreude in dem Beben der fleischigen Nasenflügel. „Langes Wochenende, Sie ver-

stehen. — Ja, gleich am Freitagnachmittag. — Bedaure, aber vor Sonntagabend werden sie nicht zurück sein, die jungen Leute."
Sehr viel Billigung sprach aus der sonoren Stimme des Inh. Otto Weigert, Zufriedenheit. Dann die Herablassung: „Auf jeden Fall werde ich meine Tochter von Ihnen grüßen, Herr Preußger." Und schließlich der blanke Hohn: „Eine gute Rückreise wünsche ich." Sie hatte ihm gesagt, sie sähe Frank hin und wieder. Hin und wieder. Zwei oder drei Nächte in einem Berliner Hotel.
„Die jungen Leute."
Der stickige Rauch der Lokomotive hing über dem Bahnsteig, stundenlang, so schien ihm, bis der Zug kam, der ihn zu seinen Eltern trug. Irgendwo mußte er mit dem „Berliner Wochenende" fertig werden. Briefe waren gekommen in den Wochen danach. Er hatte sie gelesen. Geschrieben hatte er nur eine Karte zu ihrem Geburtstag.
Etwas riß den Gefreiten Andreas Preußger, Postenführer in einer Beobachtungsstelle, aus seinen Gedanken.
Der Motorenlärm war verstummt. Preußger gab die Meldung durch.
Hatte das Fahrzeug jemanden zurückgelassen? Andreas Preußger hatte keine Zeit mehr für Grübeleien.

***

Das Datum auf dem Terminkalender erinnerte den Oberleutnant. Ob sie schon angekommen war, diese Barbara Weigert? Ja, mit ihrem Brief hatte es angefangen. Dabei hatte in dem Brief nichts weiter gestanden, als daß sie, Barbara Weigert, verlobt sei mit dem Gefreiten Andreas Preußger, mit diesem Genossen aus seiner Kompanie, und ihn aus zwingenden persönlichen Gründen sprechen müßte. Am Soundsovielten halte sie sich in der Kreisstadt auf und bitte für diesen Tag um Urlaub für ihren Verlobten zwecks Aussprache.
Diese Aussprache hätte weitreichenden Einfluß auf ihren weiteren Lebensweg.
Nein, hatte Preußger seinem Kompaniechef versichert, ein Kind erwarte sie nicht. Wenigstens nicht von ihm.
Warum fährt er dann nicht zu ihr, in Dreiteufels Namen? Das käme vorerst für ihn nicht in Betracht. Eine Begründung dafür läge im privaten Bereich.
Privater Bereich? Schließlich und endlich stand man hier gemeinsam an einer Grenze. Oberleutnant Barthenrieth blieb hartnäckig. Preußger auch. Man sah sich einen Tag später wieder. Andreas Preußger gab Aufschluß. Widerwillig zwar, aber der Oberleutnant hörte die Tatsachen. Und Tatsachen zählten bei ihm, sonst nichts.
So erhielt Barbara Weigert eine Zusage und wartete jetzt auf den Genossen Preußger.

***

Drei Männer jenseits der Sperre. Einer hielt ein Reißbrett. Einen Theodolithen. Meßlatten.
„Landvermesser?" fragte Junghans.
Andreas Preußger versuchte mit der Hand vorsichtig einige Halme zu beseitigen, damit sich für ihn die Sicht verbesserte.
Als er den Arm zurückzog, hing ein Blatt zwischen seinen Fingern, dreizählig, vom Herbst gefärbt, Walderdbeeren. Als die Blätter noch in mattem Grün schimmerten, hatte der Sommer die roten Tupfen der Früchte dazwischengesetzt, Andreas' Hand war zum Überquellen mit Beeren gefüllt gewesen, die er einzeln auf die Lippen seines Mädchens gelegt. Nachdem er ihr die Farbspuren, die der Saft hinterlassen hatte, weggeküßt hatte, sagte sie: „Wenn ich ein Kind haben werde..." „... werde ich es an eben dieser Stelle mit Erdbeeren vollstopfen", ergänzte er. „Es wird vor Behagen schmatzen." Sie erwiderte nichts, legte den Arm um seinen Hals, zog ihn zu sich herunter, und sie hatten beide nur einen einzigen Mund und einen einzigen Wunsch.
Das war im vorigen Sommer gewesen.

***

Sie kannte Frank, seit sie die erweiterte Oberschule besuchte. Er ging damals schon in die zwölfte Klasse und hatte keinen Blick für sie, die ihn anhimmelte. Später lernte sie Andreas kennen. Sie vergaß Frank bis zu dem Augenblick, als er ihr im Hausflur gegenüberstand. Irgendein Anliegen an den Vater hatte es bewirkt, ein Zufall. Vater hatte gedienert vor ihm, dem bekannten — wenigstens in ihrem Städtchen bekannten — Architekten mit dem Wartburg und dem charmanten Lächeln. Er war wiedergekommen und noch einmal und ein drittes Mal. Sie hatte sich gewehrt gegen ihn. Aber da war die Erinnerung an die Schwärmerei ihrer Jungmädchenzeit und seine Aufmerksamkeit und... und... Endlich war sie zu ihm ins Auto gestiegen mit einem schlechten Gewissen gegenüber dem Verlobten, der an der Grenze war. Aber warum eigentlich? Sie hatten geplaudert. Belangloses. Doch sie fühlte, daß er mit jedem Wort um sie warb. Und er hatte angerufen. Später. Immer wieder. Er brauchte keinen Grund. Andreas würde nie grundlos anrufen.

***

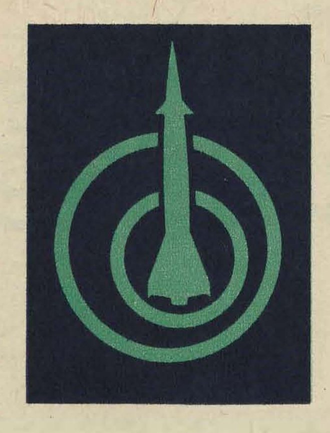
Das Mißtrauen, das sich in Andreas gegen die drei Männer jenseits der Grenze regte, schob

jeden Gedanken an Erdbeeren und ein Zelt unter Kiefern und ein wartendes Mädchen beiseite. Spätestens als die Meßlatten auf den Betonpfahl 59 ausgerichtet wurden, wußte Andreas, wie er zu handeln hatte. „Lange Wache heute", sagte er zu Junghans. „Mensch! — Du wirst doch nicht..." Natürlich kannte Junghans die Schwächen und Stärken der B-Stelle ebensogut wie Preußger. Die unmittelbare Sperre gerade an einer Stelle, die verhältnismäßig tiefen Einblick in das jenseitige Hinterland gestattete und freie Sicht nach rechts und links entlang der Grenze, war der Grund dafür, daß vor nunmehr vier Nächten diese B-Stelle ausgebaut worden war. Aber da gab es einen Nachteil, der im allgemeinen kaum ins Gewicht fiel: Auf den dreißig Metern, die das Heckengehölz vom schützenden Waldrand trennten, lag ein Streifen, kaum breiter als einen Meter, der vorerst noch ungedeckt überwunden werden mußte. Ein Sprung, nicht mehr. Aber ein Risiko in ihrer Situation, wenn diese Leute, mochten ihre Absichten sein, wie sie wollten, die Beobachtungsstelle im Blickfeld hatten. Das wußte Junghans. Wahrscheinlich konnte man einen Augenblick ausnutzen, während die da drüben abgelenkt waren.
Andreas Preußger zuckte zweifelnd mit den Schultern. „Abwarten. Erst mal die Meldung."
„Und dein Mädchen?"
Für einen Augenblick zögerte Preußger. Dann liefen Beobachtungsergebnis und Entschluß des Postenführers Preußger durch den Draht.

Zeit war vergangen. Viel Zeit. Längst hätte Andreas bei seinem Mädchen sein müssen. Sie schaute auf die Uhr.
„Weihnachten heirate ich dich." Mit welcher Selbstverständlichkeit Frank das gesagt hatte vor drei Wochen, und aus welcher Situation heraus.
Der Tag war sehr schwül gewesen. Ein Sonnabend wie heute. Nur lag ein Gewitter in der Luft. Frank rauchte seine Pfeife. Später trat er hinter sie, und seine Lippen suchten ihr Ohrläppchen.
„Bitte nicht."
Erregt von der Schwüle, die das Mädchen umhüllte, begannen seine Hände zu tasten. Daß sie den Körper straffte, um ihnen zu entgehen, weckte endgültig seine Begierde. Er zog sie vom Fenster weg und drängte sie der Bettstelle zu. Die Hände kannten nur ein Ziel.
Sie wehrte sich. „Ich will nicht heute."
Er spürte, daß es ihr ernst war.
„Was ist mir dir?"
Was war mit ihr?
Anfangs hatte ihr seine sinnliche Leidenschaft gefallen. Nach dem letzten gemeinsam verlebten Wochenende wich sie ihm aus, unbewußt, gebrauchte Ausreden. Und er merkte, daß es welche waren. Heute verweigerte sie sich ihm. Sie hatte keinen vernünftigen Grund. Eine Viertelstunde später sagte er: „Weihnachten heirate ich dich."
Frank konnte einer Frau alles bieten, was man landläufig von einer Ehe erwartet, jedenfalls war das die Ansicht ihrer Eltern. Er war Architekt, „wohlsituiert" hätte Vater gesagt. Dennoch hatte sie gesagt:
„Laß mir Zeit."
Er blieb sachlich. „Wie lange?"
„Bis ich mit Andreas geprochen habe."
Bilder zogen an ihr vorbei, ungeordnet und sich überschneidend, wie das im Halbschlaf oft der Fall ist. Sie wohnte mit Frank in der neuen Wohnung mit Bad und Fernheizung, Farbfernseher und wertvollen Gemälden an den Wänden. Arbeit gab es genug, um Gäste zu empfangen, Hausfrau zu spielen. Hausfrau — Hausdame! Sie hatte das dauernde Glück. Glück — Stillstand. Keine Auseinandersetzungen, keine Kinder, Idylle. Doch Stillstand, Stillstand — Tod. Frank fehlte die Abwechslung. Sie nahm Gestalt an: eine Blondine.
Fehlte nicht auch ihr etwas? Andreas, was fehlt mir in dieser Ehe? Doch Andreas war nicht neben ihr. Da standen Arbeiter herum in der Salewskistraße. Auf Frank warteten sie, auf die überarbeiteten Pläne. Das unwillige Murmeln wurde immer lauter. Verantwortungslos nannten sie den, der nicht da war.
Bärbel schreckte auf und sah sich um.
Wo nur Andreas blieb?

Den beiden Männern in ihrem Erdloch entging keine Bewegung auf der anderen Seite. Dabei spürten sie nicht, wie klamm ihre Felddienstuniformen waren. Die auf der anderen Seite hatten inzwischen den Grenzpfahl mit dem Emblem der DDR erreicht und — sie respektierten ihn. Sie hatten Arbeitsanzüge und Gummistiefel an. Gründlich untersuchte Preußger mit dem Glas jedes Detail. Nichts deutete auf eine Provokation hin.
Der Postenführer berührte den Arm des Soldaten und deutete unmißverständlich zum Waldrand hinüber, der auf Junghans' Seite lag. Laß dir nicht entgehen, was sich dort etwa unter den Bäumen abspielt, lautete der Befehl. Von fern hörten sie Schritte.
Junghans sah seinen Postenführer fragend an. Obwohl der keine Miene verzog, erkannte Werner, daß Andreas lächelte. Bei dem saß das Lächeln in den Augenwinkeln. Und als er die

Fortsetzung auf Seite 62



„Aufmunitionieren" mit Kran
Das Laden der Startrampen für taktische Raketen bedarf einer ausgefeilten Organisation sowie spezieller technischer Hilfsmittel. Die Übernahme der Rakete vom Ladefahrzeug auf die Startrampe geschieht mit dem Kran. Die Bedienungen beider Fahrzeuge arbeiten dabei Hand in Hand, wie das Foto der polnischen Bildagentur WAF zeigt.



Neues sowjetisches UAW-Schiff

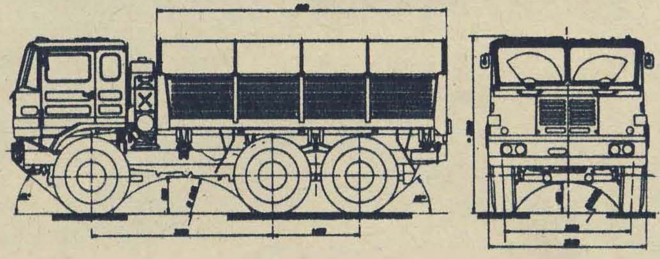
Zu den in der letzten Zeit in Dienst gestellten kleinen Kampfschiffen der sowjetischen Seekriegsflotte gehört auch der als Flushdecker ausgelegte Typ eines UAW-Schiffes, das auch als Küstenschutzschiff eingestuft werden kann. Mit diesem Typ werden eine Reihe nach dem zweiten Weltkrieg gebauter und in langem Einsatz bewährter Kriegsschiffe der Flotten der UdSSR ersetzt. Die architektonische Gestaltung des Schiffes ist sehr gefällig, die Aufteilung der Bewaffnung zweckmäßig.

Metallplast, ein neuer Werkstoff
Die erste industrielle Versuchsanlage der Sowjetunion für die Fertigung von Metallplast ist in Saporoshje errichtet worden. Der neue Werkstoff ist ein Stahlblech, das mit einer dünnen PVC-Schicht überzogen wird. Er hat eine hohe Korrosionsfähigkeit und wirkt sehr dekorativ. Sein Anwendungsbereich soll hauptsächlich in der Kfz.-Produktion liegen. Das Material wird in Stärken zwischen 0,4 bis 1,0 mm erzeugt. Es verläßt als Rolle die Maschine.



Czepel D-566
In immer stärkerem Maße hält der neue geländegängige LKW aus den Czepel-Werken Einzug in die Ungarische Volksarmee. Der D-566 ist ein 6×6-Fahrzeug mit internationalen Parametern. Die Leistung seines Diesel-Motors beträgt 200 PS. Im Gelände hat der LKW eine Tragfähigkeit von 5 Mp, auf Straßen werden 8 Mp befördert. Als Anhängelast können 5 bzw. 10 Mp gefahren werden. Die Höchstgeschwindigkeit wird mit 80 km/h angegeben. Der Kraftstoffverbrauch liegt bei 36 l/100 km. 700 km Fahrbereich sind sehr günstig. Wasserhindernisse bis zu 1,2 m Tiefe können durchwatet werden.





Heißer Schnee





„Dieser Krieg war
für die Menschheit
eine Erfahrung,
die sie weder
in der Geschichte
noch in der Kunst
je vergessen kann."

Konstantin Simonow

Mitte November 1942 hatte die Rote Armee durch einen überraschenden Großangriff an der südlichen Ostfront die 6. Armee des Generals Paulus im Raum von Stalingrad eingeschlossen. Trotz verbissener Kämpfe der eingekesselten 300 000 Mann starken Armeegruppe wurde der Ring immer enger. Ein Ausbruch aus eigener Kraft war unmöglich, als das OKW den Einsatz von außen anordnete. Die Operation „Wintergewitter" sollte eine entscheidende Wende der militärischen Lage herbeiführen.

Am 12. Dezember 1942 begann denn auch die Heeresgruppe „Don" des Generalfeldmarschalls von Manstein unter Generaloberst Hoth den Großangriff auf die Naht zweier sowjetischer Armeen, die hier vor Stalingrad lagen. Durch die dreifache Überlegenheit an Menschen und Material konnte an dieser dünnen Stelle eine Lücke aufgerissen werden, durch die faschistische Panzer in drei Tagen 45 Kilometer weit vordrangen. „Durchhalten! Die Befreiung naht. Wir kommen!" lauteten bereits Hoths offene Funksprüche an Paulus. Als letztes natürliches Hindernis lag vor der pausenlos angreifenden Entsatzstoßgruppe nur noch der Fluß Myschkowa. Und hier, an dem kleinen ukrainischen Flüßchen, sollte der großangelegte Entsatzversuch der Faschisten zusammenbrechen. Mit ihm zerbrach auch die Siegeshoffnung der 6. Armee, wurde eine



Wende der viermonatigen Kämpfe um Stalingrad herbeigeführt, die gleichzeitig von entscheidender Bedeutung für den gesamten weiteren Verlauf des 2. Weltkrieges war.
Eine der heldenhaftesten Episoden dieser großen Schlacht schildert der Film.

●

Über die Stalingrader Steppe tobt der Schneesturm. Fieberhaft schanzen die Artilleristen des Bataillons Drosdowski, nagen sie sich buchstäblich in die froststarre Uferböschung. Sie wissen: Hier werden sie auf den Feind stoßen...
Beim Entladen auf dem Frontbahnhof waren sie bereits von einem Luftangriff der faschistischen Messerschmitts überrascht worden. Der lange, aufreibende Eilmarsch in Richtung HKL (Hauptkampflinie) hatte von Menschen und Pferden das Äußerste verlangt, rückten doch von der anderen Seite Mansteins Panzerdivisionen mit der gleichen Eile und Hartnäckigkeit heran. Davon aber, wer zuerst die Myschkowa erreichte, konnte viel, wenn nicht alles abhängen.
Nur zentimeterweise können sie die Stellungen vertiefen. Und über allem lastet eine erdrückende, unheimliche Stille. Letzte große Pause vor dem beginnenden Kampf.
Da wird die Luft durch den Angriff faschistischer Junkersmaschinen zerrissen. Welle auf Welle flutet heran, dreht sich wie ein Riesenkarussell am Himmel, um immer wieder aufs neue die todbringenden Lasten abzuwerfen. Der Angriff ist schwer, und bei alledem gilt es, die Nerven zu bewahren, auszuharren, bereit zu sein, mit allen verfügbaren Kräften der bevorstehenden Panzerattacke zu begegnen. Das begreifen alle. Vor allem aber Leutnant Kusnezow, als er während des Bombardements gemeinsam mit seinem Geschützführer Uchanow die „Augen" der Batterie, die Rundblickfernrohre, von den Geschützen schraubt.
Schon nähert sich die Feuerwalze der Schlacht den Artilleriestellungen, an deren entscheidender Position sich die Geschützabteilungen Drosdowskis bewähren müssen. Hart sind die Verluste der Batterie. Doch die Überlebenden geben nicht auf. Aus den verbliebenen Geschützen senden sie Geschoß um Geschoß gegen die Angreifer. Und groß ist die Zahl der faschistischen Panzer, die im Abwehrfeuer

der verbissen kämpfenden sowjetischen Artillerie liegen bleiben.
Als die Kraft der Faschisten erlahmt, ist nur noch eine Handvoll von Drosdowskis Leuten kampffähig, zu Tode ermattet, gezeichnet von den unsagbaren Strapazen, um Jahre gereift.
Doch der Morgen zeigt: Mansteins gesamte Einsatzstoßgruppen sind vor der Myschkowa liegen geblieben. Der Gegenangriff der sowjetischen Panzer kann beginnen.
Müde geht General Bessenow, zu dessen Armee die Batterie Drosdowski gehört, durch die von feindlichen Geschossen um-





Lagebesprechung bei General Bessonow (Georgi Shishonow): „Der Feind muß aufgehalten werden..." (oben). Die Lebenden und die Toten haben den Gegner zurückgeschlagen. General Bessonow verleiht den Genossen der Batterie Drosdowski den Rotbanner-Orden (linke Seite).

und umgewühlten Stellungen. Erschüttert steht er dem Häuflein Rotarmisten gegenüber, dessen aufopferungsvollen Kampf er vom Gefechtsstand aus verfolgt hatte. Er weiß: Selbst der höchste Orden kann nur eine unvollkommene Anerkennung sein für das, was diese Männer geleistet hatten, die hier eine grundlegende Wende erzwangen.

•

„Einen Roman über die Generation der Zwanzigjährigen, die durch die Feuerprobe die Prüfung auf Menschlichkeit durchmachten" nannte Bondarew seinen „Heißen Schnee". Und tatsächlich zeigt auch der Film die Menschen in unvorstellbar harten Bewährungsproben.

Da sind die Offiziere Drosdowski, Kusnezow und Dawlatjan. Sie tragen die Verantwortung für die ihnen anvertrauten Männer und die Verantwortung für den Kampf. Gemeinsam haben sie die Artillerieschule absolviert, gemeinsam stehen sie nun im ersten harten Einsatz. Drosdowski aber ist Batteriechef. Die beiden anderen müssen sich ihm unterordnen. Das ist nicht immer leicht, doch in wichtigen Phasen kann nur ein Befehl gelten, auch wenn das der Einzelne nicht immer sofort begreifen kann. Disziplin entscheidet oft den Ausgang einer Sache. Da ist Uchanow, der im entscheidenden Augenblick über sich hinauswächst. Da sind die anderen Männer des Bataillons — nicht alle mehr jung — die in der Stunde der

Bewährung zeigen müssen, was in ihnen steckt.

Und da ist schließlich Sonja, die junge Sanitäterin, die gutherzig und verständnisvoll ein wenig Wärme in die schlimmsten Stunden bringt, die ohne sich zu schonen anderen hilft und die schließlich ihr eigenes Leben opfert, um anderes zu retten.

Eng verflochten mit der Geschichte des Bataillons ist die Geschichte des Generals Bessonow. Seine Entscheidungen im Stabsquartier und vom Gefechtsstand aus zeugen von der hohen Verantwortung des Befehlshabers einer sozialistischen Armee.

Wohl die interessanteste Figur aber ist der Politarbeiter Wesnin. Wie sich bei ihm Verantwortungsbewußtsein mit großzügigem Denken, Aufmerksamkeit und Verständnis den Menschen gegenüber mit persönlichem Mut und Furchtlosigkeit paaren, ist beispielhaft.

Der Film zeichnet Menschen, die ihren moralischen und militärischen Werten nach verschieden sind. Und er läßt dabei erkennen: Wie viele Faktoren auch den Ausgang einer Schlacht beeinflussen, die Hauptrolle spielt das Verhalten der Menschen. Jeder einzelne ist durchdrungen von der Verantwortung, die ihm der wichtige Kampfauftrag auferlegt: Es darf kein Zurückweichen geben, da sonst die Waage für lange Zeit zugunsten der Faschisten ausschlägt. Nur mit diesem Wissen wird ihr selbstloser Kampf bis zum letzten verständlich. *R. J.*



KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Geschoß, 4. wendiges Schiff für U-Boot-Abwehr und Geleitschutz, 9. Flachland, 12. Gestalt bei Wallenstein, 13. Schiffsgeschwindigkeitsmesser, 14. Reitpeitsche, 15. Name eines Planetoiden, 16. Strom in Nordafrika, 17. Nachkomme, 18. das Zehnfache einer gesetzlichen Maßeinheit, 20. Strom in der UdSSR, 22. Passionsspielort in Oberammergau, 24. erzählende Dichtung, 27. Stadt in Italien, 29. griechischer Schriftsteller (um 315—240 v. u. Z), 31. Titel unabhängiger mohammedanischer Stammeshäuptlinge, 34. europäisches Inselvolk, 36. Salzlösung, 37. Frachtstück, 40. größter Dichter Italiens, 41. Nachricht, Ankündigung, Anzeige, 42. Zierpflanze, 43. Hirschtier, 45. Haustier, 47. Hauptstadt der Arabischen Republik Jemen, 48. wundertätige Schale, 50. Zeichenmittel, 54. Gebirgshirt, 57. Stadt in Holland, 59. Hausflur, 60. Staat der USA, 63. Dorfwiese, 64. Bezirkshauptstadt in Jugoslawien, 65. überlieferte Erzählung, 66. höchster Berg des Böhmerwaldes, 67. Papierformat, 68. Zahl, 69. Beule, Vertiefung, 70. Geländeteil, der für die Verteidigung pioniermäßig ausgebaut ist, 71. Tanzschüler.

Senkrecht: 1. altes Segelschiff, 2. russisch-sowjetischer Dichter von Weltruf, 3. Gesangsstück, 4. Kurzbezeichnung für Fliegerabwehrkanone, 5. längere Prosaerzählung, 6. weiblicher Vorname, 7. Gewichtseinheit, 8. Unterarmknochen, 9. Saugwurm, 10. Hausvorbau, 11. Lärm, Aufsehen, 19. männlicher Vorname, 21. Stadt in der Volksrepublik Polen, 23. Nebenfluß der Maas, 25. Sprengstoff, 26. Teil einer Heizungsanlage, 28. eine der Gezeiten, 29. Südfrucht, 30. Sternblume (Mehrzahl), 32. grüne Sporenpflanze, 33. wirklichkeitsgetreu, 34. spanischer Mädchenname, 35. Fluß in Nordengland, 38. Zeitbestimmung, 39. berühmte schwedische Sängerin (1820—1887), 44. südamerikanische Kamelart, 46. Schwur, 48. Spiel beim Skat, 49. Fischfanggerät, 51. Überbleibsel, Rückstand (Mehrzahl), 52. Eiland, 53. männlicher Vorname, 55. Hülsenfrucht, 56. Wundmal, 57. Planet, 58. Nebenfluß der Donau, 61. Backmasse, 62. Nagetier.

Auflösung aus Nr. 7

KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Major, 4. Matrosen, 9. Besen, 12. Repin, 13. Hobel, 14. Taste, 16. Nil, 18. Meer, 20. Iskra, 22. Plenum, 25. Malta, 27. Rest, 30. Avenue, 33. Este, 34. Erde, 37. Leid, 38. Bert, 40. Allee, 41. Belag, 43. Dieb, 46. Blau, 48. Samar, 49. Ernte, 51. Entree, 54. Last, 56. Elle, 58. Idee, 59. Eneide, 62. Nell, 65. Ester, 68. Verlag, 71. Lasso, 72. Iasi, 75. Rio, 76. Egart, 78. Enkel, 79. Chile, 80. Relle, 81. Seilbahn, 82. Brise. — **Senkrecht:** 1. Meter, 2. Ort, 3. Reep, 4. Mine, 5. Anina, 6. Olm, 7. Ehe, 8. Norm, 9. Beil, 10. Elster, 11. Neapel, 15. SOS, 17. Luv, 19. Etui, 21. Kast, 23. Lid, 24. Melasse, 26. Abbe, 28. Eiland, 29. Tee, 31. Negativ, 32. Edda, 35. Rebe, 36. Aba, 39. Abel, 42. Eule, 44. Ire, 45. Stil, 47. Lese, 50. Ren, 51. Eisler, 52. Tees, 53. Ressel, 55. Anis, 57. Lea, 60. der, 61. Erich, 63. Eta, 64. Latte, 66. Tone, 67. Ries, 69. Lohn, 70. Gelb, 73. Ale, 74. Ill, 77. Ger.

Unterwegs

Fortsetzung von Seite 54

Fältchen sah, begriff Junghans, daß dort zwei Genossen kamen, eine improvisierte Streife, begriff, daß der Alarmzug ausgerückt war, begriff, daß hinter ihm im Wald viele Augen über die Sperre sahen.

Nein. Sie hielt das nicht mehr aus. Andreas war längst überfällig.
Überfällig?
Wie sie das Wort dachte, trieb es ihr die Angst in die Beine, nistete sich ein in ihrem Kopf. Da gab es eine Grenze und jenseits Unbelehrbare. Sie bedrohten die Grenze und die Männer, die dort gewissenhaft ihren Dienst versahen.
Das hatte Bärbel immer gewußt, so wie sie wußte, das zwei mal zwei vier ergibt. Empfunden jedoch hatte sie das heute und hier zum ersten Mal.
Überfällig.
In diesem Wort schwang Ungewißheit. Sie wollte Gewißheit.
Der Portier am Empfang musterte sie unauffällig und war sehr höflich. Nein, mit den Grenztruppen der NVA könne er sie nicht verbinden, die Nummer stehe nicht im Telefonbuch...

Die beiden Genossen am Kontrollstreifen schenkten den Männern jenseits der Sperre keine Beachtung. Ihre ungeteilte Aufmerksamkeit galt den sechs Metern des Kontrollstreifens. Wanderte wirklich ein Blick zu den Meßlatten auf der anderen Seite, geschah das gleichgültig, uninteressiert. Preußger und Junghans ließen währenddessen weder die drei Männer noch die Waldstücke rechts und links des Ackers aus den Augen. Die Geodäten, wenn es welche waren, betrachteten neugierig die beiden Grenzer der Kontrollstreife, grinsten, machten ein paar Bemerkungen zueinander, ließen die Genossen aber unbehelligt. Eines jedoch erschien wichtig. Kein Blick galt mehr den Hecken, in denen die B-Stelle lag.
„Ich glaube, wenn die nächsten ‚auf den Strich' geschickt werden, können wir's wagen", flüsterte Junghans.
Eines war sicher: Während jetzt die Streife am Kontrollstreifen entlangging, „auf den Strich gehen" nannten das die Grenzer in ihrem Jargon, beobachteten viele Genossen gut getarnt die Reaktion auf der anderen Seite. Die Ergebnisse würden sorgfältig ausgewertet. Für Preußger galt es nur, den richtigen Augenblick nicht zu verpassen, die Situation militärisch richtig einzuschätzen! Nur! Dieses „Nur" war seine Verantwortung. Die nächste Streife kam von rechts. Wiederum warfen die Männer auf der anderen Seite interessierte Blicke zu den Genossen herüber. Schon wandten sie sich erneut ihrer Arbeit zu — Preußger war ziemlich sicher, daß es sich nicht um eine vorgetäuschte Beschäftigung handelte —, als die Genossen etwa sechzig Meter von der B-Stelle entfernt anhielten, auf den Kontrollstreifen deuteten, leise und aufgeregt miteinander sprachen. Die Geodäten wurden aufmerksam, ließen ihre Geräte im Stich und näherten sich alle drei neugierig der Gruppe am Kontrollstreifen. In diesem Augenblick stieß Preußger Junghans an. Sie glitten zurück. Ein Sprung, ein zweiter. Der Wald nahm sie auf.
Sie lag in der Wanne und dachte an den Schwebecksee und an die Grenze und wieder an den Schwebecksee und erneut an die... Das Telefon surrte. Andreas!
Sie warf erst ihre Kleider über, ehe sie den Hörer abnahm. „Sie werden aus Neubrandenburg verlangt."
Ihr Arm sank herab. An Frank hatte sie nicht mehr gedacht. Apathisch schob sie die Muschel an das Ohr. „Ja?" Er hätte keine Ruhe gehabt, weil seine Gedanken nur bei ihr gewesen wären. Ob sie alles ins Lot gebracht hätte. „Nein." Erklärend fügte sie hinzu: „Er ist draußen. An der Grenze." Für eine solche Aussprache müßte er doch Ausgang bekommen haben, wenn er nur gewollt hätte. Sie sollte sich nichts vormachen.
Wie viele Worte das waren. Und immer nur Worte. Sie fielen auf sie nieder wie Regen. „Ich setze mich jetzt in den Wagen und hole dich ab. Dann vergißt du, daß er nicht gekommen ist trotz deiner langen Reise."
„Deine Arbeit", versuchte sie ihn abzuhalten. Es war ihr peinlich, wie er sich aufdrängte und auf welch billige Art.
„Arbeit? Die habe ich eben nicht geschafft. Müssen die sehen, wie sie am Montag fertig werden."
Sie antwortete nicht.
„Tschüß, ich komme."
Das klang wie „Nimm's leicht."
Das würde Andreas nie tun!
Er würde in ihr eine Persönlichkeit sehen und ihr nicht zumuten, eine Leichtfertigkeit zu billigen. Und ihr Beruf könnte einen gebührenden Platz in ihrem Leben einnehmen. Andreas würde ihr nicht ohne weiteres das Wort reden und sie nicht ihm. Der Widerspruch könnte die Ehe immer wieder neu beleben.
Es klopfte. Sie strich ihr Kleid glatt. Andreas stand in der Tür, und sie hatte nur einen Wunsch: ihn berühren, um auch gewiß zu sein, daß er da war.


SAMMELBILD
SAMMELBILD

WAS WÄRE, WENN



„... Spartacus damals das ganze Sklavenhaltergesockse in die Pfanne gehauen hätte? Wenn er mit seinen 60 000 Mann in Rom eingefallen wäre wie die Stare in den Kirschbaum? Was wäre dann — he?" Mit meinem Bruder Manfred, der Raffaello Giovagnolis Roman *Spartacus, Feldherr der Sklaven* (Verlag Neues Leben) gelesen hat, geht mal wieder die Phantasie des Vierzehnjährigen durch. Jede Antwort auf sein „Was wäre, wenn?", die nicht mindestens in Erwägung zieht, daß bei einem Sieg Spartacus' die sozialistische Revolution noch vor Cäsars Gallischem Krieg stattgefunden hätte, erscheint ihm höchst verdächtig. Eine volle Stunde meines Kurzurlaubs habe ich gebraucht, um ihm klarzumachen, daß für Spartacus damals gar keine Revolution, sondern nur ein Aufstand möglich war. Hätte Spartacus über Rom gesiegt, wäre nach einem großen Durcheinander nichts anderes entstanden als ein anderer Staat mit anderen Sklavenhaltern.

Manfred sieht das widerstrebend ein und läßt sich damit trösten, daß die Gestalt des Spartacus über 2000 Jahre, bis in unsere Tage, Symbol der Befreiung von Unterdrückung und Ausbeutung geblieben ist. Wer hat nicht schon einer Spartak-Mannschaft zugejubelt? Wer kennt nicht den Spartakusbund? Hat sich Manfred nicht erst kurz vor den Weltfestspielen bei der Schulspartakiade einen zweiten Preis auf der Mittelstrecke geholt? Spartacus ist unvergessen. Und der Verlag Neues Leben hat einen guten Griff getan, als er Giovagnolis Roman, der schon vor 100 Jahren erschien, für den DDR-Leser wiederentdeckte.

Um bei Manfreds Frage „Was wäre, wenn?" zu bleiben — für so

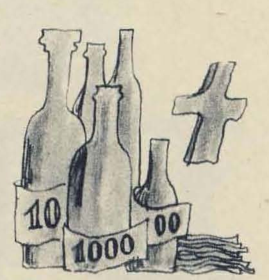
einfältig halte ich sie im Grunde gar nicht. Für einen Leser, der sich mehr als nur unterhalten will, ist sie bisweilen das, was in der Mathematik die Probe aufs Exempel genannt wird. Ich stelle die Frage häufig an Bücher, und die Antworten, zu denen ich gelange, haben manchmal einen tiefen Sinn. Da ist (um eine Probe aufs Exempel zu demonstrieren) im Verlag Volk und Welt ein Sammelband mit Kundschaftererzählungen erschienen: *Der geheime Flugplatz*. Die fünf unsichtbarer Beobachter? Die Lösungen, die die Autoren finden, sind originell und phantasievoll. In unserer Truppenbibliothek geht das Buch wie warme Semmeln. Eine bessere Empfehlung kann ich mir nicht denken.

Ähnlich ist es übrigens mit Eberhard Panitz' Novellensammlung *Cristobal und die Insel* (Militärverlag der DDR), die ich — obwohl ich als „Leser vom Dienst" und Mitglied des Bibliotheksbeirats gewisse Vorrechte genieße — erst nach Vorbestellung bekommen habe. Eine dieser Novellen, „Der Stierkopf", kannte ich schon, auch als Film. Was ich nicht wußte, daß es die Hauptgestalt, den kubanischen Jungen Hilario, wirklich gibt. Als Zwölfjähriger ist er bereits zum Kapitän der Rebellenarmee befördert worden. Als er nach der Revolution in eine Internatsschule geschickt wurde, protestierte er energisch, als er seine Pistole abgeben sollte: „Ihr müßt mich töten, wenn ihr sie mir nehmen wollt!"... Auch das tapfere Mädchen Aleta lebt tatsächlich, ebenso wie viele andere einfache Menschen, deren Entwicklung als Revolutionäre Eberhard Panitz meisterlich gestaltet hat. Meisterlich auch deswegen, weil (als LvD fühlte ich mich verpflichtet, in einem Fachbuch nachzulesen!) die Kunstform der Novelle ihre eigenen, strengen Gesetze hat, die der Verfasser zu meistern wußte. Ich habe vorher schon einige Bücher über die kubanische Revolution gelesen. Panitz' Novellenband hat mein Wissen über diese bislang bedeutendste revolutionäre Umwälzung in Lateinamerika reicher gemacht, und besonders sind meine Beziehungen zu den Menschen in unserem sozialistischen Bruderland enger geworden. Jeder, der das Buch liest, wird mir nachfühlen können.



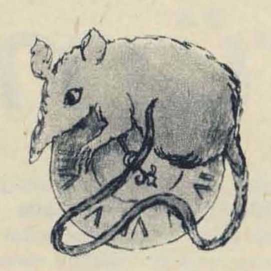






spannenden Geschichten kennt mancher schon aus der bekannten KAP-Reihe dieses Verlages, und man kann als Soldat (auch als angehender) eine Menge daraus lernen. Beim Lesen bin ich ganz von selber zu Fragen und Antworten gekommen wie: Was wäre, wenn der damals zwölfjährige Kundschafter Iwan überlebt hätte? Vielleicht begegnete ich ihm heute als Kommandeur meiner Waffenbrüder im Regiment nebenan...

Was wäre, wenn? Manche Schriftsteller stellen und beantworten die Frage selber. In seiner Reihe „Spannend erzählt" hat der Verlag Neues Leben unter der Nummer 112 das Buch *Planet im Raum* mit 19 wissenschaftlich-phantastischen Erzählungen aus Rumänien herausgegeben. Was wäre, wenn man Träume zentral steuern könnte? Was wäre, wenn es bei einer Raumschiffbesatzung einen Ehekrach im Kosmos gäbe? Was wäre — und das immer wieder, bei einem Drittel der Geschichten —, wenn unsere irdische mit außerirdischen Zivilisationen zusammenträfe, in der Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft? Mit den „grünen Männlein" in Gestalt lebender Lichtbündel, „roter Kröten",



Illustrationen: Hille Blumfeldt

Depremierend in seiner Realistik hat auf mich ein Krimi gewirkt, den ich während der Fahrt in und vom Kurzurlaub gelesen habe, *Wein für ehrenwerte Männer* von Karl Heinz Berger (Verlag Das Neue Berlin, DIE-Reihe). Die Handlung führt in jenen deutschen Staat, den Martin Kramer, ein dort lebender junger Lyriker, mit den Worten aburteilt: „Dies ist ein Land / in dem / die Unternehmer / unternehmen / in dem / die Arbeiter / arbeiten / in dem / die Verbraucher / verbrauchen / in dem / die Gläubigen / glauben / in dem / die Wähler / wählen / in dem / die Schläger / schlagen / in dem / die Ordner / ordnen / hierzulande / bleibt / alles beim alten." Das etwa ist auch die Moral von der Geschicht', die Karl Heinz Berger fesselnd erzählt. Die Frage, was wäre, wenn solche ach so ehrenwerten Männer hier, bei uns und gegen uns, versuchten, ihr Unwesen zu treiben, ist völlig absurd. Und das zu wissen, hebt meine Stimmung, in der ich mit besten Grüßen verbleibe als

Euer Leser vom Dienst



DUKLA
Krümel

Eins hatte ich mir fest vorgenommen, als ich nach Prag fuhr, um mich für Sie zu informieren, wie's mit der Vorbereitung des Gastgeberlandes auf die III. Sommerspartakiade der befreundeten Armeen aussieht — besuchst den Jiři Skobla, guten Bekannten und prima Sportsfreund aus alten Zeiten.

„Zu unseren Krümeln willst du?" meinte Zdenek Žurman, Sportredakteur des „Československy vojak", unserer Prager Bruderzeitschrift, als ich meinen Wunsch äußerte.

Krümel, na ja, so kann man sie auch nennen, die schwergewichtigen Herren vom Armeesportklub Dukla Prag, mit denen ich mich hier unterhalte. So sehen sie ja auch aus! Der blonde Jaromir Vlk, 23 Jahre alt, Leutnant, 198 Zentimeter groß und 125 Kilogramm schwer. Oberstleutnant Jiři Skobla, der Trainer in der Mitte, er mißt 1,90 Meter und hat auch gute zwei Zentner. Rechts der 24jährige Jaroslaw Brabec (auf dem nebenstehenden Foto in voller Aktion), dem ebenfalls nur 10 Zentimeter an 2 Metern fehlen und der glatte 125 Kilogramm auf die Waage bringt. Wenn ich mir die so ansehe, es könnte doch etwas dran sein an der Story, die mir Zdenek auf der Fahrt hierher nach Nymburk, der Trainingsstätte der ČSSR-Athleten, erzählte. Erst hatte ich nämlich geglaubt, das wäre Kugelstoßerlatein: Nach einem Training bot Jiři Skobla seinen Schützlingen Vlk, Brabec und Skoupy (dem Vierten im Bunde der Dukla-Stoßer) an, sie in seinem „Skoda" mit zur Stadt zu nehmen. Die drei zwängten sich in den Wagen, Jiři stopfte noch irgendwie das Trainingsgepäck hinein und setzte sich dann selbst hinter's Steuer. Aber so viel Gewicht mußte der „Skoda" wohl doch übelgenommen haben. Nach wenigen Metern machte eine Feder „knacks", und die Tour war zu Ende. Als ich Jiři danach fragte, griente er nur...

Klar, daß wir erst einmal bißchen in Erinnerungen kramten, in Spartakiadeerinnerungen vor allem. Rudolf Ungr, Bildreporter des „vojak", der mich begleitete und überall, wo notwendig, für mich dolmetschte, konnte damit erst einmal eine Pause einlegen. Jiři Skobla spricht ein ausgezeichnetes Deutsch. Woher? „Noch von der Schule, aber vor allem von den vielen Begegnungen mit euch. Ich weiß nicht mehr, wie oft ich zum gemeinsamen Training beim ASK in Potsdam war, und wie oft sie bei uns trainierten. Na und die vielen Wettkämpfe,


DUKLA

die wir miteinander hatten."
„Weißt du noch, Jiři, die erste Spartakiade 1958 in Leipzig?"
„Na klar, an Leipzig denke ich noch heute gern. Ich gewann mit 17,86 Metern die Goldmedaille, obwohl eigentlich Lipsnis von der Sowjetarmee und euer Fritz Kühl die Favoriten waren. Aber nicht bloß deshalb, die ganze Spartakiade war eine große Sache. Diese wunderbare Anteilnahme der Zuschauer und die Gespräche mit Arbeitern in den Betrieben, mit Soldaten und den anderen Armeesportlern. Es war eins der schönsten Erlebnisse, die ich in meiner langen Sportlerlaufbahn hatte."
Und das heißt schon etwas. Jiři kennt die halbe Welt. 1954 Europameister in Bern, 1956 Olympiadritter in Melbourne, zwischen 1952 und 1957 zehnmal Europarekordler. Nun ist er inzwischen 43 Jahre alt und seit fünf Jahren Trainer der Kugelstoßer von Dukla Prag. Spielertrainer, um mal in der Fußballersprache zu reden. Ja, der Jiři kann's nicht lassen. An der Spartakiade 1973 will er noch einmal als Aktiver teilnehmen. „Weil ich die herrliche Atmosphäre wieder erleben möchte", meinte er. „Und außerdem habe ich mir noch mal ein sportliches Ziel gestellt. 19 Meter will ich schaffen."
Freilich, zu einer Medaille wird's damit kaum reichen. Die sollen seine Schützlinge Brabec und Vlk holen. Vor allem der Jaroslaw Brabec ist ja international kein unbeschriebenes Blatt mehr. Die Halle scheint seine besondere Spezialität zu sein. Vor einiger Zeit donnerte er die Kugel beim Training durch das Fangnetz und auch noch durch das dahinterliegende Fenster bis raus auf die Aschenbahn. Und im März diesen Jahres holte er sich in Rotterdam den Halleneuropameistertitel. Spartakiadegold mit einer Weite über 21 Meter ist sein sportliches Ziel für 1973. Ansonsten freut er sich auf all das, was ihm sein Trainer Jiři Skobla von den vergangenen Spartakiaden in Leipzig und 1969 in Kiew erzählte. Na dann, toi, toi, ihr Krümel! Viel Erfolge und schöne Erlebnisse mit den Armeesportlern aus zwölf Ländern...

Um ein bißchen mehr zu erfahren über die bevorstehende III. Sommerspartakiade, meldete ich mich zu einem offiziellen Besuch an: im Verteidigungsministerium, bei der Verwaltung Sport. Dort arbeitet das Organisationskomitee Sommerspartakiade unter der Leitung von Oberst Černoch. Der Oberst hatte gerade eine Besprechung beim Minister. So empfing mich der Sekretär des Orgkomitees, Oberstleutnant František Navratil. Auch gut, Stellvertreter sollen ja in der Regel mindestens ebensoviel wissen wie der Chef. Das Gespräch wurde dann auch alles andere als „offiziell". Hier war schon etwas von der Herzlichkeit und Freundschaft zu spüren, eben von der Spartakiadeatmosphäre. Ein einfach eingerichtetes Zimmer, an der Wand zwei Plakate mit Blickrichtung Spartakiade, starker Kaffee und ein aufgeschlossener, redefreudiger Gastgeber: „Zwölf Armeen werden teilnehmen, insgesamt etwa 1500 Sportler, und zwar aus Bulgarien, der DDR, der KVDR, der Mongolischen Volksrepublik, Kuba, Polen, Rumänien, Somalia, das erst in diesem Jahr Mitglied des Sportkomitees der befreundeten Armeen wurde, der UdSSR, Ungarn, Vietnam und der ČSSR. Eine großartige Demonstration der Waffenbrüderschaft der sozialistischen Armeen steht damit vor uns. In elf Städten unseres Landes werden Wettkämpfe in zwölf Sportarten ausgetragen. Es wird, so hoffen wir, eine kleine Armee-Olympiade, an der unser ganzes Land Anteil nehmen wird. Natürlich erwarten wir hohe sportliche Leistungen, dafür bürgen die vielen teilnehmenden Olympiasieger, Welt- und Europameister. Trainerberatungen, Erfahrungsaustausche, methodische Konferenzen während der Spartakiade sollen es erleichtern, voneinander zu lernen und noch bessere sportliche Resultate zu erzielen. Aber außerdem wollen wir durch Patenschaften unserer Gäste mit Brigaden in den Betrieben und mit Armee-Einheiten die Sportler der anderen Länder mit den revolutionären Traditionen unseres Landes und mit der fleißigen Arbeit unseres Volkes vertraut machen."

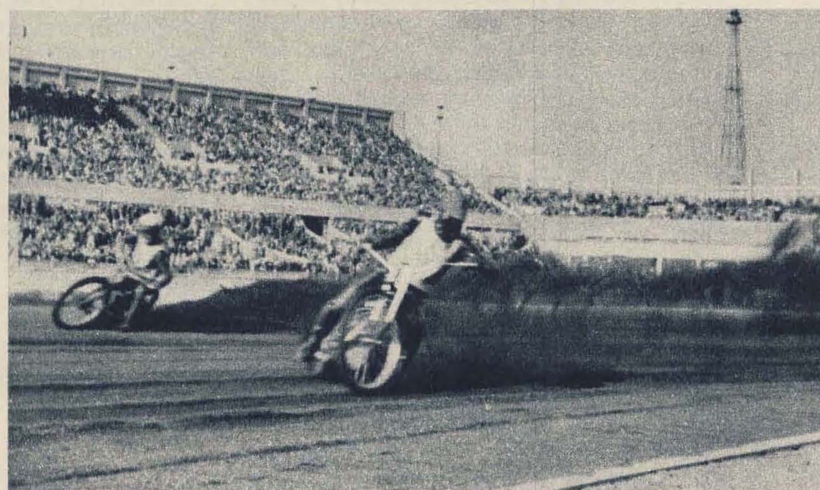








Leutnant Dusan Moravčik, einer der besten 3000-m-Hindernisläufer der Welt, wird auf dem Strahov das Spartakiadefeuer entzünden.





Große Tradition in der ČSSR, besonders im Spartakiadestadion auf dem Strahov, haben die Sandbahnrennen und der Motocross auf künstlich errichteter Strecke. Auf dem Velodrom von Brno, wo 1969 die Weltelite um WM-Titel sprintete, werden die Bahnfahrer um Spartakiademedaillen streiten.



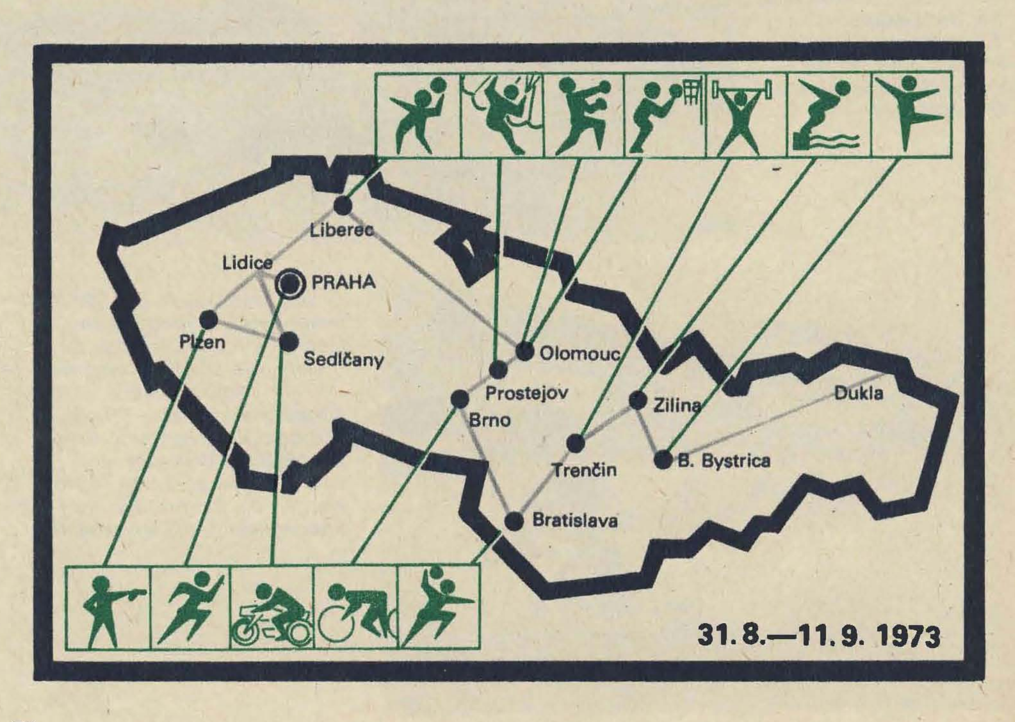


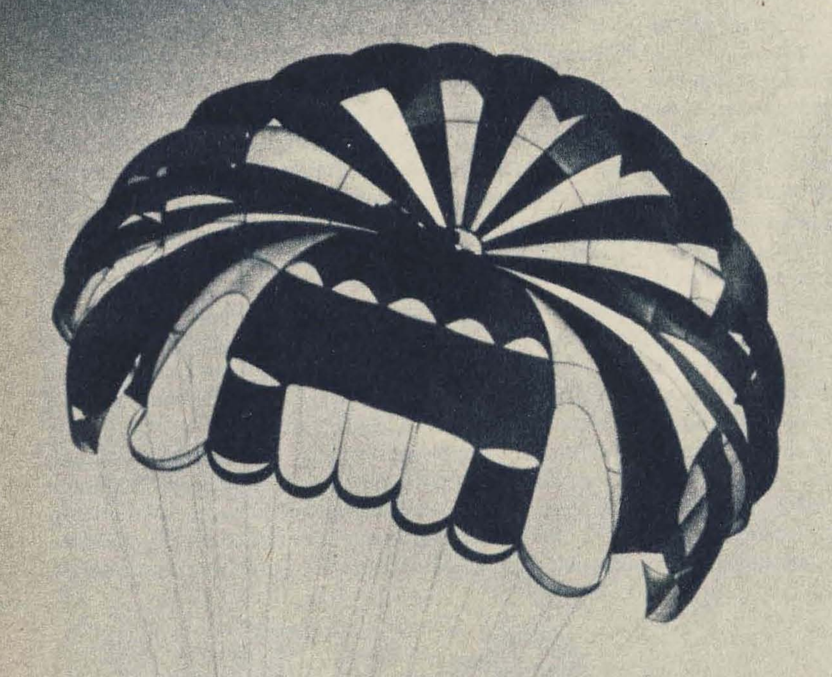
Revolutionäre Traditionen der ČSSR, dazu gehört auch der slowakische Nationalaufstand vom 29. August 1944 in Banska Bystriza gegen die faschistische Okkupation, der durch eine Offensive der Sowjetarmee am Dukla-Paß unterstützt wurde. Dieses historische Ereignis wird sinnvoll in die Spartakiadevorbereitung mit einbezogen. Am 28. August startet vom Dukla-Paß die Stafette der internationalen Freundschaft der sozialistischen Staaten, die das Spartakiadefeuer in alle Wettkampforte bringen wird. Auf unserer Karte auf Seite 70 können Sie neben den Wettkampforten und den dort ausgetragenen Sportarten den Weg der Fakkeldelegation verfolgen. Am 2. September wird dann Leutnant Dusan Moravčik, Vize-Europameister von 1971 und Olympiafünfter von 1972 über 3000-m-Hindernis, als letzter Läufer die Fackel ins große Spartakiadestadion auf dem Strahov in Prag tragen und das Spartakiadefeuer entzünden. Das wird mit der Höhepunkt der großen Eröffnungsveranstaltung sein.

„Die wird diesmal gar nicht nach Tradition ablaufen", erzählte mir Oberstleutnant Navratil. „In diesem Riesenstadion mit einer Länge des Sportfeldes von 350 Metern und einer Breite von 150 Metern wären einmarschierende Einheiten von den 150 000 Zuschauern kaum zu erkennen. Deshalb ‚marschieren' die Delegationen motorisiert, auf Lastkraftwagen, ein. Aber vielleicht interessiert einmal das gesamte Eröffnungsprogramm: Geschützsalven, Hubschrauber mit den Fahnen der teilnehmenden Länder, Motorräder mit Fahnen, Einfahrt der Delegationen, Düsenjägerüberflug, Meldung, Hymne der ČSSR und offizielle Reden, Ankunft des letzten Läufers der Spartakiadestafette, Dusan Moravčik, und Entzünden des Feuers, Sportlereid, Ausfahrt der Delegationen, Düsenjägerüberflug, Massenabsprung von Fallschirmsportlern ins Stadion und Motorkunstflug, Ausscheidungsläufe im traditionellen Sandbahnrennen und Motocross."

Noch waren einige Monate Zeit bis zu diesem Eröffnungstag, aber schon hatten die Veranstaltungen und Wettkämpfe feste Konturen angenommen. Wenn dieses Heft erscheint, sind es nur noch wenige Wochen, und die Vorbereitungen werden in ihr letztes Stadium getreten sein, bei den Armeesportlern aus zwölf Ländern, bei den Organisatoren zum Oberst Černoch und Oberstleutnant Navratil und sicher auch bei den Dukla-Krümeln.

Oberstleutnant Günther Wirth



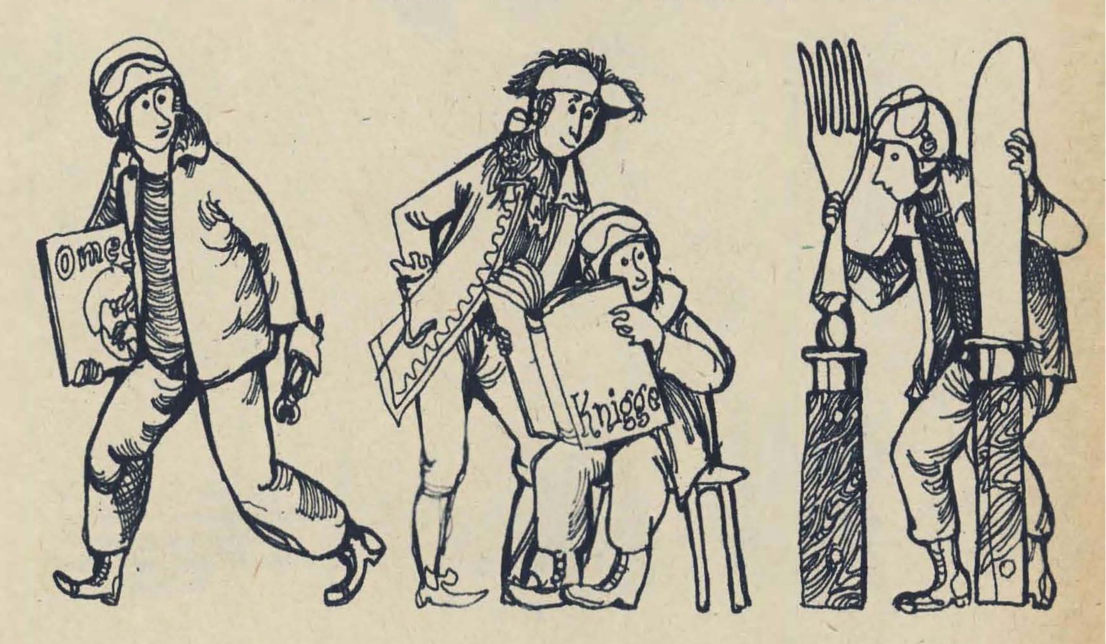




Die Vorführungen und Wettkämpfe der Fallschirmsportler werden zu den Höhepunkten des Armeetreffens zählen.

»Lehrfach«

Ikaros floh mit seinem Vater Daidalos, dem Künstler, Erfinder und Baumeister, aus der Gefangenschaft des kretischen Königs Minos. Für diese Flucht fertigte Daidalos Flügel aus wachsverbundenen Vogelfedern. In der Wonne des Fliegenkönnens stieg Ikaros trotz väterlicher Warnung zu hoch, so daß die Sonne das Wachs schmolz und Ikaros ins Meer stürzte und ertrank. In dieser griechischen Sage wird deutlich, wie uralt der Traum vom Fliegen ist. Heute erheben sich tonnenschwere Düsenclipper in die Luft und überholen den Schall.
Wie zu Ikaros Zeiten gilt: Wer fliegen will, muß ein ganzer Kerl sein und starke Nerven haben. Jedoch das allein reicht natürlich auch nicht mehr. Eine Unmenge an Daten, technischen Formeln für Triebwerke, Navigation, Meteorologie, Aerodynamik, müssen blitzschnell abrufbereit im Gedächtnis sein. Technik, Technik und nochmals Technik... So ist das im Flugwesen. Man könnte da schon auf den Gedanken kommen, daß Flugzeugführer mit Poesie wenig im Sinn haben. Wie das im allgemeinen ist, weiß ich nicht. Was aber die angehenden Flugzeugführer der Staffel Hamilton betrifft, so kann man mit Fug und Recht sagen, daß sie dabei sind, erste Starts für Höhenflüge in die Kultur zu versuchen. Lehrkräfte und Ausbilder geben sich redliche Mühe, die Offiziersschüler mit der nötigen Schubkraft auf einen kulturell-ästhetischen Kurs zu bringen. „Lobenswert", könnte möglicherweise dazu Franz Mehring gesagt haben, dessen Namen die Offiziershochschule der LSK/LV trägt.
Da sich Pläne immer ganz gut machen, um nicht die Orientierung zu verlieren, gibt es an der Offiziershochschule neben vielen anderen Plänen einen für die kulturell-ästhetische Erziehung und Bildung. Alles zu Erlernende, was hier sinnvoll zusammengestellt wurde, kann nicht in der üblichen Studienzeit von 08.00 bis 17.00 Uhr an den Mann oder besser an den Offiziersschüler gebracht werden. Bleiben also nur noch die Stunden nach Feierabend, um sich mit





Goethe, Schiller, Bach, Beethoven, Raffael oder Willi Sitte zu beschäftigen. Da kann man nur sagen Hut oder Stahlhelm ab, vor unseren künftigen Offizieren. Sie werden die Offiziershochschule nicht nur als Experten ihres Faches verlassen, sondern darüber hinaus mit einigen Musen wenigstens verlobt sein. So in etwa könnte in übertragenem Sinne das Ziel obigen Plans formuliert werden, so daß die antiken neun Musen Vollbeschäftigung haben. Besonders stark hat offensichtlich Euterpe, die Muse der Chöre, ihre Finger im Spiel. Chor ist natürlich ein wenig hoch gegriffen. Eine Nummer kleiner — Singegruppe — tut es auch schon. Weit und breit hat die Singegruppe der Staffel Hamilton schon von sich hören lassen. Zu FDJ-Versammlungen, Veranstaltungen im Staffelklub, an Erweiterten Oberschulen und in Betrieben ließen die Flugschüler ihre Stimmen erschallen. Und sie haben Spaß an der Singe-Sache. Objektiv bereiten sie sich damit methodisch und auch künstlerisch auf ihren späteren Einsatz in der Truppe vor. Immerhin wissen sie, wie man eine Singegruppe organisiert, welche Probleme es dabei gibt und daß man als Vorgesetzter dafür Verständnis aufbringen muß... Letzteres ist als wichtige Erkenntnis zu werten. Denn mit dem Verständnis und natürlich auch mit der aktiven Hilfe der Vorgesetzten steht und fällt die Kulturarbeit in der Truppe. Verständnis wird man in der Regel nur für eine Sache aufbringen können, die man kennt. Und darum lernen die Offiziersschüler nicht nur das Fliegen.

Ein Blick ins Offiziersschülerleben der Staffel Hamilton macht vielleicht deutlich, wie sich die Genossen mühen, um später vielseitig gebildete Vorgesetzte zu sein.

Staffelklubbesichtigung durch den Leiter der Politabteilung. Er mißbilligte die Wandgestaltung des Klubs. In bunter Auswahl waren an einer der Wände Plattentaschen von mehreren Beat-Gruppen gepinnt. Sozusagen als Diskothekausgestaltung, denn solche Veranstaltungen



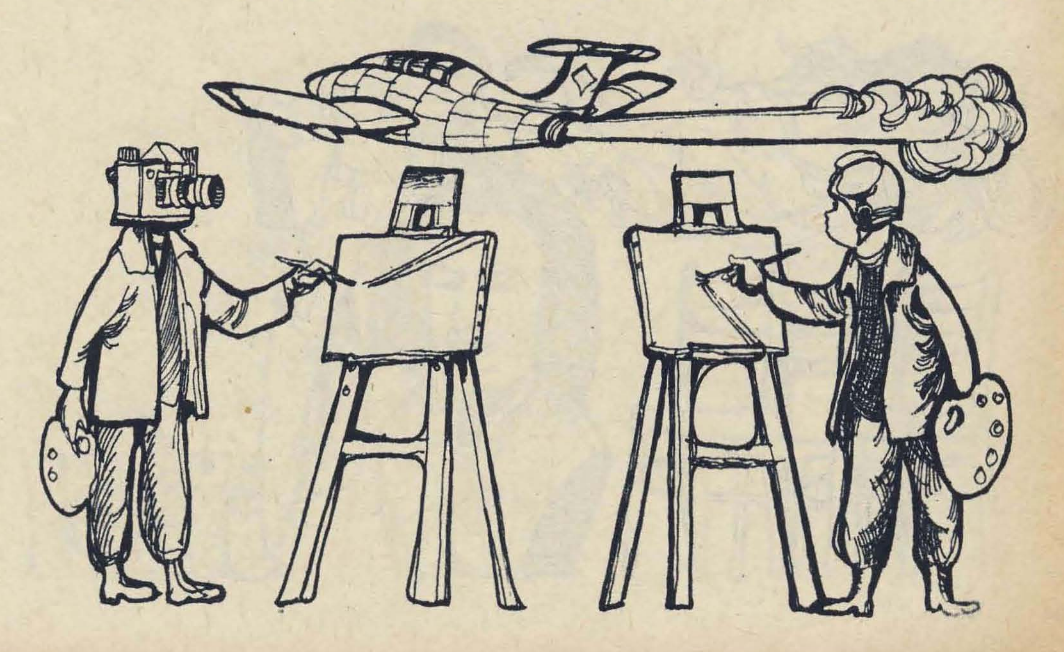
stehen häufig auf dem Klubplan. In der Mitte dieses Plattentaschenensembles prangte als Höhepunkt das Bild der „Omegas", in den Gesichtern reichlich zugewachsen und recht „ärmlich" gekleidet. Na, die jüngeren Leser kennen sie ja. (Anscheinend kann man als normal aussehender Bürger keiner Beat-Gruppe angehören). Ihre Musik ist ja nicht die schlechteste. Die Frage war nun: Was sollen diese Bilder im Staffelklub? Es gibt zumindest Besseres, was dort ins Auge fallen könnte. Leider hängt der Fotozirkel mächtig in den Sielen, aber es gibt ja noch andere Möglichkeiten: Reproduktion von Gemälden, Grafiken der Zentralen Arbeitsgemeinschaft bildnerisches Volkskunstschaffen u. a. m.

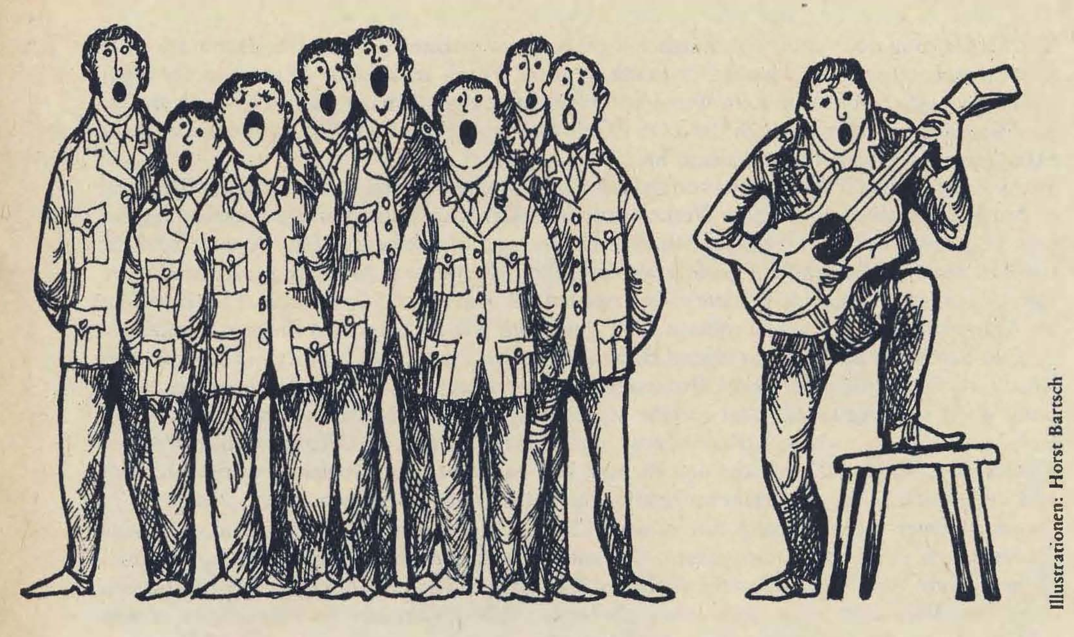
Politstellvertreter Oberstleutnant Kitzig gab nach dieser Klubbesichtigung keine eiligen Befehle, die Plattentaschen von der Wand zu entfernen. Er regte zunächst eine Auseinandersetzung in der Parteigruppe an. Man muß hier noch einfügen, daß fast alle Offiziersschüler gern Beat-Musik hören. In der Diskussion ging es eigentlich nicht mehr darum, ob man die „Omegas" lieber hören als sehen sollte. Die Gemüter erhitzten sich. Hat die Beat-Musik eine Funktion? Ist es überhaupt Musik? Major Löwe war gar der Meinung, sie sei nur ein Abklatsch der klassischen Musik. Hauptmann Lorenz dagegen gab zu bedenken: „Man muß dieses Bedürfnis unserer jungen Menschen respektieren. Ich reiße mich auch nicht nach Beat-Musik, finde aber, daß der progressive Beat einen berechtigten Platz bei uns hat. Allerdings sollte das nicht alleiniges musikalisches Bedürfnis sein. Im übrigen geht es ja gar nicht um Beat oder nicht Beat. Wichtig ist doch, daß wir den Flugschülern helfen, von einer einseitigen Geschmacksbildung wegzukommen. Und das fängt bei der Ausgestaltung des Klubs an." Die Diskussion wurde dann noch weiter geführt, in der FDJ-Gruppe der Kette Opitz und in der FDJ-Leitung der Staffel. Neue Erkenntnis: Nicht alles, was sich hören läßt, kann sich auch im Staffelklub sehen lassen.

Die „dekorativen" Plattentaschen verschwanden. Wie „einfach" hätte diese Angelegenheit mit einem Befehl geregelt werden können?

Inzwischen waren auch gleich neue Kräfte am Wirken. Offiziersschüler Wegerich, der „Staffelmaler" mühte sich um die Klubwände.

Er hatte die pfiffige Idee, eine MiG-21 mit einem Bildwerfer an die Wand zu projizieren, um dann mit Pinsel und Kohlestift die schnittige startende Maschine, sozusagen als Ausbildungsfernziel, an der Wand festzuhalten. Gesagt, getan. An Helfern fehlte es nicht. Es war eine mühsame Arbeit. Leider hat das Werk rein formal eine kleine Macke: Das Bildwerferdiapositiv wurde mit einer Teleoptik aufgenommen. Das hat zur Folge, daß die Maschine durch die lange Brennweite etwas gedrungen aussieht. Und sie wirkt auch für den kleinen Klub ziemlich bombastisch. Aber das sind Dinge am Rande, über die man noch reden kann und sollte, denn schließlich werden die Offiziersschüler als künftige Vorgesetzte später Werturteile über Aus-





Illustrationen: Horst Bartsch

gestaltungen von Klubs abzugeben haben. Und nicht nur das. Sie sollten auch wissen, wie und was man gestalten kann. Auch darin muß man sich in kritischer Auseinandersetzung schulen. Offiziersschüler Wegerich ließ in seiner Emsigkeit nicht nach. Er zeichnete und malte noch ein paar Bilder aus dem Fliegermilieu. Allgemein wurden seine bildnerischen Versuche gelobt. Nur Offiziersschüler Richter wollte mehr: „Warum malst du deine Bilder von irgendwelchen Fotos ab? Du hast Talent, zeichne doch unsere Arbeit auf dem Flugplatz. Ich knobele ja auch dauernd an Ideen für unsere Singegruppe und versuche dabei unser Leben als Offiziersschüler einzufangen." — „Du hast gut reden. Soll ich mit Zeichenblock zum Flugplatz gehen? Dort haben wir andere Sorgen", meint Offiziersschüler Wegerich. „Aber manches Mal, wenn wir auf Flugwetter warten, haben wir doch viel Zeit", fällt ihm Genosse Richter ins Wort. Wesentlich nach diesem Gespräch war, daß Genosse Wegerich künftig Stift und Zeichenkarton zum Flugplatz mitnehmen wird.

Fast alle Offiziersschüler begannen die ersten Schritte zum Offiziersberuf mit dem Abi in der

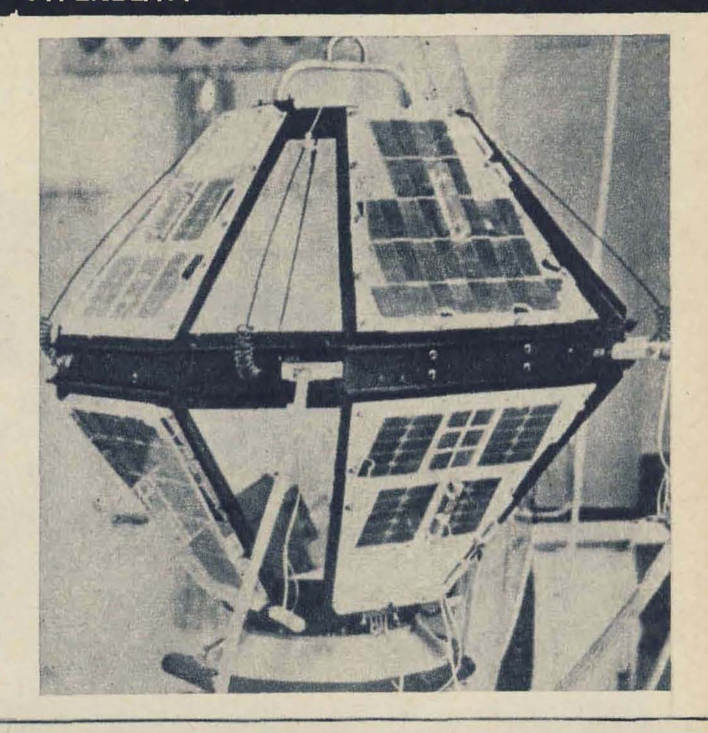
Tasche. Da muß doch einiges an musischer Bildung vorauszusetzen sein? Das dachte auch der Klubratsvorsitzende Offiziersschüler Frank Wiemer. Frank ist beinahe Experte in der sogenannten klassischen Musik. Kein Wunder, denn er sollte eigentlich ursprünglich Musik studieren. Deshalb besuchte er auch die EOS „Gerhart Hauptmann" in Wernigerode. An dieser Schule werden musikalische Talente besonders gefördert.
Frank brachte eines Tages Platten von zu Hause mit. Orgelwerke von Bach. Er lud die Genossen in den Staffelklub ein, um einige Werke anzuhören. Der Klub blieb zum angegebenen Termin leer. Frank Wiemer weiß viel über Musikgeschichte und Musiktheorie. Eine Potenz, die nicht nur von den Offiziersschülern genutzt werden sollte. Wiemer war natürlich sauer, daß keiner gekommen war. Anscheinend hatte er den zweiten vor dem ersten Schritt getan. Eine Beratung im Klubrat hätte vorangehen müssen: Wie gewinnen wie die Genossen für eine Stunde mit Johann Sebastian Bach? Denn eigentlich wußte ja auch Frank, daß vorwiegend die moderne Musik als Bedürfnis unter den Offiziersschülern dominiert. Etwas mehr Vorbereitung wäre wohl doch nötig gewesen. Und es gibt in den Fluggruppen Lorenz und Hoffmann einige Genossen, die sich auch was „Klassisches" anhören würden z. B. die Offiziersschüler Weigert, Kiesewetter, Wesarg, Zschiesche und Richter. Na, und die beiden Fluglehrer wären auch mit von der Musik-Partie. Vielleicht hätte man zuerst mit ihnen über Bach reden sollen?
Frank Wiemer schlußfolgerte mit seinem Klubrat so: Man sollte sich von momentanen Bedürfnissen nicht überrennen lassen. (Diskotheken starten ohne große Werbung bei überfülltem Klub). Was sich mühsam erschließen läßt, danach wird erfahrungsgemäß nicht zuerst gegriffen. Muß man nicht auch lernen, Schönes schön zu finden? Und dafür gibt es gute „Brücken" bei den Offiziersschülern der Fluggruppe Hoffmann und Lorenz. Alle 10 Flugschüler sind der Meinung: „Man muß etwas haben, wovon man träumen kann. Das gehört zu unserem Leben." Bei dem einen ist es das Ikarossche Wonnegefühl des Fliegenkönnens, bei dem anderen das Mädchen zu Hause oder in der Garnisonstadt und nicht zuletzt wie es sein wird, als Jagdflieger seine verantwortungsvolle Aufgabe zu erfüllen. Ästhetisches ist nicht nur in der Kunst zu suchen. Man findet es bei jeder gelungenen Landung, ja sogar beim Lösen einer mathematischen Gleichung. Man muß es nur erschließen können. Den Weg dorthin zu finden, dafür gibt es keine Rezepte. Die kann und will auch kein Plan der kulturell-ästhetischen Erziehung und Bildung geben. Aber das Kollektiv — die gegenseitige Erziehung vermag viel. Geht es um kulturelle Dinge, so wird wohl immer wieder neu die Erfahrung gemacht werden: Es gibt dort so viele Schätze, die der einzelne für sich, gemeinsam mit dem Kollektiv heben kann. Manches Mal kann auch ein Mißerfolg — richtig ausgewertet — ein Stück weiterhelfen. Offiziersschüler Behnert berichtete von einem gemeinsamen Theaterbesuch der Fluggruppe Hoffmann. „Rose Bernd" von Gerhart Hauptmann stand auf dem Spielplan. Die Vorbereitung bestand darin, daß der Fluglehrer Karten und Programmhefte besorgte. Freundinnen, soweit vorhanden, konnten auch mitgenommen werden. Der Abend ging für die meisten nach hinten los. Viele waren enttäuscht, weil sie sich nicht noch einmal mit den gesellschaftlichen Hintergründen des Schauspiels befaßt hatten und somit den Gang der Handlung auch nicht richtig verfolgen konnten. Es gab sogar extreme Schlußfolgerungen: „Sobald nicht wieder ins Theater!" Letzteres wurde natürlich vom Kollektiv nicht unwidersprochen hingenommen. „Rose Bernd" war also noch einmal im Gespräch. Ergebnis: Vor dem nächsten Theaterbesuch wird jeweils ein Genosse beauftragt, sich mit dem Stück und seinem historischen oder gegenwärtigen Hintergrund zu beschäftigen und eine Einführung zu geben.

Geistig-kulturelle Erziehung und Bildung ist ein großes Wort, das im Kleinen am häufigsten ausgesprochen und verwirklicht werden sollte. Es ist für die Offiziere von Morgen ein „Lehrfach" geworden. Dafür wird kein Staatsexamen an der Offiziershochschule gefordert. Man braucht die Kenntnisse in diesem „Lehrfach" für das sich täglich wiederholende „Examen" als Offizier in der Truppe. Es wäre nicht ganz richtig zu sagen, das hätten schon alle Offiziersschüler der Staffel Hamilton begriffen. Aber es sind ja noch zwei Jahre Zeit bis zu den Leutnantsschulterstücken ...

Hauptmann Wolfgang Matthees



SRET (MAS) (Frankreich)

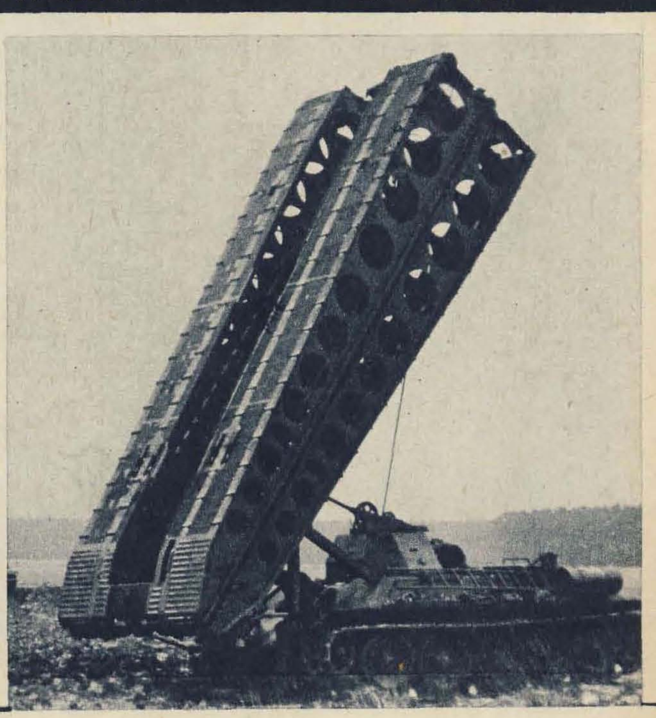


Technische Daten:

Verwendung	Testsatellit
Körperdurchmesser	0,6 m
Körperhöhe	0,6 m
Umlaufmasse	15 kg
Bahndaten:	
Bahnneigung	65,5°
Umlaufzeit	11 h 45 min
Perigäum	480 km
Apogäum	39260 km
erster Start	4. 4. 72
bisher gestartet	1 (Stand: Juni 73)

Dieser kleine Erdsatellit wurde im Auftrage des französischen Raumfahrt-Forschungszentrums CNES entwickelt. Er dient dazu, das Verhalten verschiedener Typen von Solarzellen unter Weltraumbedingungen zu untersuchen. Entsprechend einem französisch-sowjetischen Abkommen wurde er gemeinsam mit einem Satelliten der „Molnja"-Serie in der Sowjetunion gestartet.

Brückenlegegerät MT-34 (ČSSR)

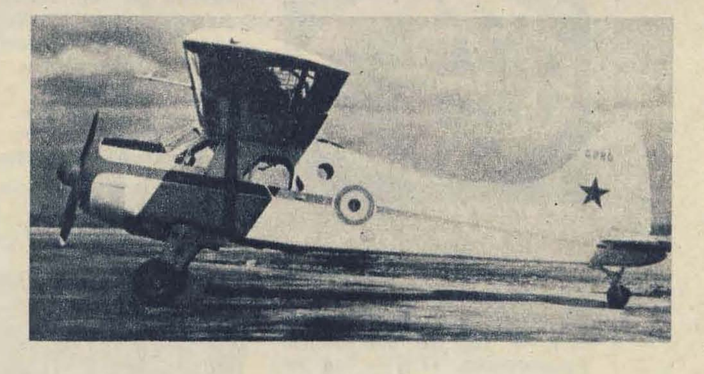


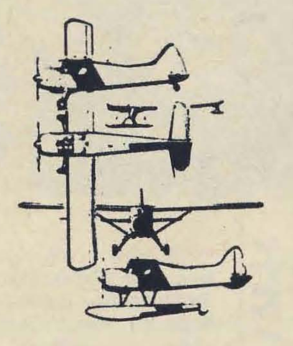
Taktisch-technische Daten:

Basisfahrzeug	T-34
Masse	36 t
Länge	9000 mm
Breite	3000 mm
Tragfähigkeit der Brücke	50 t
Spannweite der Brücke	16 m
Verlegeeinrichtung	mechanisch
Bewaffnung	1 MG 7,62 mm
Besatzung	2 Mann

Das Brückenlegegerät MT-34 war bereits Ende der 50er Jahre eingeführt worden und stand bis zur Neuausstattung der Pioniertruppen mit modernen Brückenlegern im Truppendienst. Die Scherenbrücke wurde über Seilzüge und Rollen abgelegt und aufgenommen.

DHC-2 „Beaver" (KANADA)





Taktisch-technische Daten:

Spannweite	14,63 m
Länge	9,30 m
Höhe	2,74 m
Startmasse	2313 kg
Leermasse	1343 kg
Höchstgeschwindigkeit	281 km/h
Steigleistung	5,18 m/s in Bodennähe
Gipfelhöhe	5486 m
Reichweite	1045 km, mit 2 Zusatztanks 1518 km
Triebwerk	1 Kolbenmotor Pratt and Whitney R 885 AN1, 450 PS
Besatzung	2 Mann

Die Entwicklung des Mehrzweckflugzeuges „Beaver" begann 1946 als Arbeitsflugzeug für die Land- und Forstwirtschaft. Bald wurde es für militärische Belange herangezogen. In 15 Staaten ist es im Einsatz. Die Versionen sind mit Schwimmern, Ski, Radski versehen. Die Ausführung MK-3 hat ein PTL-Triebwerk.

Bergepanzer M 74 (USA)

Taktisch-technische Daten:

Masse	42,5 t
Länge	7950 mm
Breite	3090 mm
Höhe	3390 mm
Bodenfreiheit	390 mm
Steigfähigkeit	60 %
Überschreitfähigkeit	2300 mm
Kletterfähigkeit	600 mm
Watfähigkeit	900 mm
Geschwindigkeit	34 km/h
Motor	Ford GAA, 8-Zyl.-Otto, 508 PS
Bewaffnung	1 MG 12,7 mm, 1 MG 7,62 mm
Besatzung	4 Mann



Der M 74 gehörte in den 50er Jahren zur Ausrüstung der amerikanischen Panzerbergetrupps. Auch bei der Bundeswehr befand er sich viele Jahre im Dienst. Nach der Einführung der Bergvariante des „Leopard" wurde er ausgemustert. Die Zugkraft der Hauptwinde betrug 21 250 kp. Die gleiche Last konnte der Bordkran heben.



„Ruhe und Ordnung" sollen diese Fallschirmjäger im Lande des Seouler Regimes sichern. Nun aber ergreift die Unruhe offenbar auch die 650000-Mann-Armee Südkoreas. Presseberichten zufolge fühlen sich die Soldaten sowie jüngere Offiziere den meist an amerikanischen Militärakademien oder während der Kolonialzeit in Japan ausgebildeten höheren und deswegen bevorzugten Offizieren gegenüber ungerechtfertigt benachteiligt; zugleich wächst die Opposition gegen die starke Abhängigkeit von den USA und den zunehmenden Einfluß des japanischen Imperialismus.



Jahrestage: 9.9. — 25. Jahrestag der Koreanischen Volksdemokratischen Republik. 10.9. — Tag der jugoslawischen Seestreitkräfte. 12.9. — Tag der sowjetischen Panzertruppen. 17.9. — Tag der tschechoslowakischen Luftstreitkräfte. 23.9. — Tag der Bulgarischen Volksarmee (gegr. 1944). 28.9. — Tag der Luftstreitkräfte der Volksrepublik Bangladesh. 29.9. — Tag der Ungarischen Volksarmee (gegr. 1944).

Den Landstreitkräften und der Gendarmerie sollen die erhöhten französischen Militärausgaben des Jahres 1973 zugutekommen. Der Militäretat steigt gegenüber dem Vorjahr um 11,8 %.

Weil sie eine Hexe sei und dem Satan diene, wurde Leutnant Erika Uehlinger aus der US-Luftwaffe entlassen. Das geschah, nachdem sie gemeldet hatte, daß in ihrer Einheit dienstliche Dokumente gestohlen und verkauft werden.

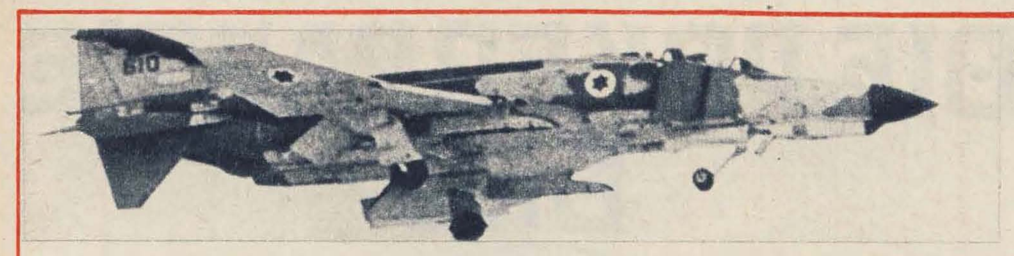
Saudiarabien soll erneut umfangreiche Waffenlieferungen aus Großbritannien erhalten: Militärflugzeuge, Panzer, Transportfahrzeuge und anderes Rüstungsmaterial im Wert von „vielen Millionen Pfund Sterling". Großbritannien versorgte den prowestlich orientierten feudalabsolutistischen Staat (siehe AR 6/1973) schon früher damit. Außerdem sind britische Luftwaffenpiloten seit Jahren als Ausbilder tätig.

Armee gegen Polizei ging in Argentinien vor, als 5000 Polizisten der Provinz Buenos Aires das Polizeipräsidium von La Plata besetzten und zwölf Stunden lang hielten, um die Angleichung ihrer Gehälter an die der Bundespolizei zu erzwingen. Schließlich drückten Panzer die Hauptportale ein und Infanteristen stürmten das Gebäude. Die Armee übernahm die Polizeigewalt. Die meuternden Polizisten sollen vor ein Militärgericht gestellt werden.



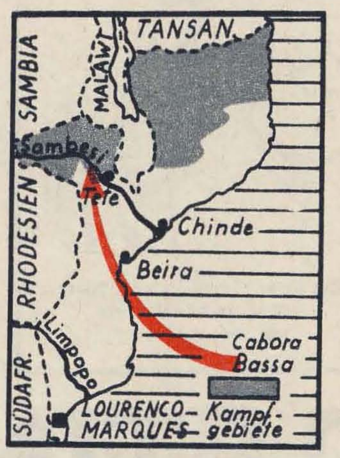
Zur Privatarmee der United Brands Company, früher United Fruit, gehören diese Polizisten. Mit denen des guatemaltekischen Diktators Arana Osorio unterdrücken sie grausam demokratische Regungen. Der Diktator stützt sich ferner auf eine 12000-Mann-Armee; 2000 Offiziere davon wurden auf US-amerikanischen Militär- und Antiguerillaschulen ausgebildet. In dem nur 5 Millionen Einwohner zählenden Land sind außerdem über 1000 US-Militärberater tätig.





66 „Phantom liefern die USA 1973 an den Aggressor Israel. Zugesagt wurden ferner 80 „Skyhawk". Damit wird die israelische Luftwaffe über insgesamt 140 „Phantom"-Jagdbomber und 200 „Skyhawk" verfügen. Während die Waffenlieferungen der USA von 1948 bis 1968 einen Wert von 1,1 Mrd. Dollar hatten, stiegen sie allein 1970/71 um eine weitere Milliarde an.

Erfolgreich kehren diese Befreiungskämpfer aus Mocambique von einer Operation zurück. Die Streitkräfte der FRELIMO haben bisher 1 Million Menschen und 200 000 km² des Landes befreit, den Sambesi überschritten und ihre Aktionen auf Manica und Sofala ausgedehnt. Die portugiesischen Kolonialisten versuchen der Ausdehnung des Befreiungskampfes zu begegnen, indem sie ihre Truppen in diesem Jahr um weitere 10 000 Mann auf insgesamt 60 000 verstärken.





380000 NATO-Soldaten anderer Staaten sind gegenwärtig in der BRD stationiert. Demzufolge stehen dort fast 1 Million Mann unter Waffen. Von den 205000 US-Soldaten haben die meisten Kriegserfahrung aus Vietnam wie etwa die 334. Kampfhubschrauberstaffel, die als 197. Heeresfliegerstaffel in Vietnam sowie gegen Laos und Kambodscha eingesetzt war.

Zehn Kriege wurden durchschnittlich in jedem Jahr nach 1945 von imperialistischen Staaten angezettelt und geführt. Sie erfaßten das Territorium von 61 Ländern, in denen über die Hälfte der Erdbevölkerung lebt. Dabei waren die USA die häufigste Auslösungs- und Interventionsmacht, danach folgen England, Frankreich und Portugal.

IN EINEM SATZ

Schnellkurse in Kunstgeschichte wurden für indische Zöllner eingerichtet, nachdem binnen zweier Jahre 2000 Statuen von Hindu-Gottheiten geraubt und ins Ausland geschmuggelt worden sind.

423 000 Mann stehen in den Streitkräften des NATO-Staates Italien unter Waffen, ergänzt durch das 80 700 Mann starke Korps der Carabinieris.

Hochentwickelt ist die Rüstungsindustrie des südafrikanischen Rassisten-Regimes, von der Armee-Minister Botha sogar sagte, sie sei „weitgehend unabhängig" von Importen.

Schrumpfung „durch natürlichen Abgang" soll die Devise Indonesiens heißen, um die Stärke der Streitkräfte um ein Drittel auf etwa 200 000 Mann zu verringern.

Gebirgsjäger aus Indien sichern auf der Basis eines 1950 geschlossenen Vertrages die 225 km lange Grenze des im Osthimalaja gelegenen Fürstentums Sikkim zum tibetanischen Teil der VR China.

Provozierend hielten die Israelis eine große Militärparade in Jerusalem ab, wobei die Truppen auch durch den 1967 okkupierten arabischen Teil der Stadt zogen.

1,4 Milliarden des 7,3-Milliarden-Dollar-Haushalts verwandte der Iran 1972 zur Modernisierung seiner Armee, unter anderem für die Verdoppelung der Flotte sowie den Ausbau von Wüstenpisten zu Rollbahnen.

DIE POKERPARTIE DES HUGO STINNES



„Am Ende glaube ich noch selber, daß ich so harmlos bin wie meine Maske."

„Sie sind da!"

Der Morgen ist grau und düster. Über Hüttenwerke und Kohlenzechen hinweg pfeift eisiger Wind.

11. Januar 1923.

Ein Hexenkessel von Arbeit, Betriebsamkeit und Lebenskampf ist das Ruhrgebiet. Jagd nach Reichtum und verzweifeltes Ringen um Lohn und Brot bestimmen hier das Geschehen. Nun dieser Morgen: Stille über den Revieren. Viele Kumpel sind nicht eingefahren. Am Tage zuvor erfuhren sie die lähmende Nachricht. Nun warten sie. Dann ein Ruf. Er pflanzt sich fort, von Dorf zu Dorf, von Revier zu Revier, von Stadt zu Stadt: „Sie sind da!" Sie kommen mit sechzigtausend Mann, mit Kanonen, Tanks und Kriegsflugzeugen: Frankreichs zweihundert Millionärsfamilien lassen das Ruhrgebiet besetzen.

Während die Soldaten der Grand Nation — belgische Musketiere und Kavalleristen sind auch dabei — lärmend in das Herzstück der deutschen Wirtschaft einfallen, besteigt in Berlin ein Mann seine Limousine. In der Abgeschiedenheit des thüringischen Kurortes Oberhof will er der weiteren Entwicklung harren. Presseleute befragen ihn um seine Meinung. Und er sagt ihnen: „Das ist eine nationale Katastrophe. Jetzt müssen wir alle, Arbeiter und Industrielle, gemeinsam kämpfen." Wie patriotisch das klingt. Wenig später steht es schon in den Zeitungen. In der „Deutschen Allgemeinen Zeitung", in der „Badischen Post", in der „Wiener Allgemeinen Zeitung". Diese und andere Blätter gehören dem Mann. Nun begibt er sich nach Oberhof, ins „Golfhotel". Auch das gehört ihm. Sein Name: Hugo Stinnes.

Von anderen Zeitungen wird er aufs heftigste angegriffen. Die Ruhrbesetzung durch die Fran-

zosen, heißt es, sei seine bisher profitabelste Transaktion gewesen. Und jetzt werde Deutschland bald das reinste „Stinnesien" sein, prophezeit die „Rote Fahne". Wer ist dieser Mann? Ein wohlmeinender Biograph beschreibt ihn so: In Kleidung, Gewohnheit und Gehaben ist er ein einfacher Mann. Stinnes arbeitet rastlos. Erfolgreich sei er deshalb, weil er besessen vom Drang zu schöpferischer Arbeit wäre. Im übrigen verdanke er seinen Aufstieg der eigenen Kraft.

Nun, als Tellerwäscher hat er nicht angefangen. Schon in dritter Generation gibt es an Rhein und Ruhr die Stinnes-Dynastie — Kohle und Flußschiffahrt. Der junge Hugo konnte ein großes Erbe antreten. Und etwas daraus machen! Manchmal geschieht es auch, daß Hugo Stinnes selbst mal über Hugo Stinnes meditiert: „Ich bin ein Mann der Pflicht, ich diene meinem Vaterland. Mich trifft man in keiner Bar und in keinem Urlaubsort. Brillanten verabscheue ich. An meinem Tische geht es bescheiden zu. Das Lieblingsgericht meiner Familie ist Nudeleintopf ohne Fleisch." Und dieser Mann — genügsam wie ein Schaf, fleißig wie eine Biene und ein guter Deutscher — sollte Schuld auf sich geladen haben?

▣

„Siegreich woll'n wir Frankreich schlagen?" „Jeder Stoß ein Franzos'!"

3. August 1914.

Kaiser Wilhelm II. läßt marschieren. An diesem Tage hält sich Hugo Stinnes zur Kur in Bad Gastein auf. Auf dem schnellsten Wege, seine Gallenbeschwerden nicht achtend, eilt er nach Mühlheim/Ruhr, wo sich sein Stammbetrieb befindet. Der erste Weltkrieg soll auch ein Geschäft für das Haus Stinnes werden. Dem General v. Hindenburg schickt er eine persönliche Botschaft „ins Feld": Ew. Excellenz werden ersucht, das „Annexionsprogramm der deutschen Schwerindustrie" zu unterstützen. Ein überflüssiger Hinweis. Der Kaiser und seine Generale kennen den Wunschzettel der Monopolisten und sind eilfertig dabei, ihn auch zu erfüllen: Kohle und Erze in Frankreich und Belgien, Öl in Vorderasien, den Besitz der Ukraine, neue Kolonien, die halbe Welt — man weiß schließlich, was unter „Deutschlands Ruhm und Ehre" zu begreifen ist und wofür man in den Krieg zieht.

In dieser Zeit steht Hugo Stinnes in der Blüte seiner Jahre. Er ist vorwiegend im Bergbau engagiert, „macht" aber auch ein wenig Stahl, Elektroenergie und Schiffahrt. Sein Vermögen wird auf hundert Millionen Goldmark geschätzt. Das besagt: Stinnes ist einer der Großen, aber noch nicht der Größte. Das soll sich ändern. Auch das Haus Stinnes hat seine Kriegsziele, abgestimmt mit Ministern und Generalen. Vorerst toben an den Fronten noch die Schlachten, fallen auf beiden Seiten Hunderttausende. Stinnes verdient daran. Million reiht sich an Million. Dann ein großer Coup: Auf Betreiben des befreundeten Generals Ludendorff darf Hugo Stinnes im

Verein mit anderen Industriellen zur wirtschaftlichen „Liquidation Belgiens" antreten. Er reißt sich etliche belgische Bergwerke unter den gepflegten Nagel und errichtet sein eigenes Besatzungsregime. Gegen „Faulheit" und „Sabotage" läßt der neue Herr rigoros Strafen verhängen, einschließlich Prügel. Die geförderte Kohle verkauft er vor allem ins neutrale Ausland, um Devisen zu erhalten. Als der Krieg aus ist, gehört er zu den reichsten Leuten in Deutschland.

◙

Novemberrevolution 1918
Das Schicksal der deutschen Konzernherren müßte so gut wie besiegelt sein. Auch das des Hugo Stinnes. Sieht aber nur so aus. Während Karl Liebknecht, Rosa Luxemburg und Wilhelm Pieck die Arbeiter zum Kampf führen, sitzt Hugo Stinnes seelenruhig im Berliner Gewerkschaftshaus. Mit dem rechtsorientierten Gewerkschaftsführer Legien verhandelt er über die Bildung einer „Arbeitsgemeinschaft zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern". Dabei sagt er: „Bei mir wird der deutsche Arbeiter nur noch acht Stunden am Tage arbeiten." Der Arbeiter- und Soldatenrat macht aber das verräterische Spiel des Hugo Stinnes und seiner „Partner", der rechten Gewerkschaftsführer, nicht mit, sondern läßt Stinnes eine Weile Knast schieben.

◙

„Ich muß den Herrn Redner bitten, sich zu mäßigen, sonst entziehe ich ihm das Wort." Der Angesprochene poltert seine Antwort in den Raum: „Ich stehe hier nicht, um der Höflichkeit zu dienen." Und



„Ob det noch lebt, bis det andre kommt?"

sogleich zieht er von neuem gegen seine Verhandlungspartner los. Er wirft ihnen vor, „von unheilbarer Siegerkrankheit befallen" zu sein.
Es ist in den ersten Julitagen des Jahres 1920. Im belgischen Kurort Spa findet eine internationale Konferenz statt. Anstatt die halbe Welt zu kassieren, sollen Deutschlands militärisch geschlagenen imperialisten Reparationsleistungen zustimmen. Die endgültige Summe wird erst 1921 verkündet — 226 Millionen Goldmark. Vorerst wollen die Siegermächte jährlich 40 Millionen Tonnen Kohle und Koks haben. Dagegen läuft nun der Sprecher der deutschen Delegation Sturm. Was er sagt, erregt enormes Aufsehen. Deutsche Zeitungen nennen ihn einen Patrioten. Sein Name: Hugo Stinnes.
Hugo Stinnes — ist der denn wieder oben? Er war nie unten. Die Novemberrevolution, in deren Verlauf die Macht der Monopolisten gebrochen werden sollte, wurde von den rechten SPD-Gewaltigen verraten und dann im Blute erstickt. Die Macht im Lande üben wie ehedem die Besitzer von Kohle, Stahl und Chemie aus, die allmächtigen Bankmagnaten. Auch Stinnes. Allerdings, er hat „Verluste" erlitten: Französische und belgische Imperialisten halten etliche seiner Kohlengruben besetzt und lassen dort fleißig fördern. Indes, für jede Tonne Kohle, die dort gefördert wird, bekommt Stinnes vom deutschen Steuerzahler eine angemessene Entschädigung. Für den Uneingeweihten stellt sich nun die Sache im Juli 1920 so dar: Die Siegermächte stellen unverschämte Forderungen — sie tun es ja wirklich —, und „deutsche Männer" wie Stinnes weisen sie in die Schranken.

In Wahrheit geht es darum: Der Ausgang des ersten Weltkrieges hat die seit Jahrzehnten bestehenden Widersprüche unter den imperialistischen Räubern nicht aufgehoben. Ungeklärt ist, wer auf dem europäischen Kontinent ökonomisch und politisch führend sein soll. Frankreich oder Deutschland? Ein allzu mächtiges Frankreich wird weder von den USA noch von England gewünscht. Zudem ist man in Washington und London um die Bildung eines starken antisowjetischen Bündnisses mit späterer Beteiligung Deutschlands bemüht. So wird sich der Sieger Frankreich wohl oder übel mit dem Verlierer Deutschland arrangieren müssen. Und genau darauf baut Stinnes seinen Plan. Er ist nämlich dabei, sich vom Verhandlungstisch die Kriegsbeute zu holen, die ihm Kaiser Wilhelms Armeen nicht heimgebracht haben. Bevor nun in Spa über deutsche Kohlenlieferungen verhandelt wurde, hat Stinnes den französischen Vertretern eine Offerte gemacht: Wir legen die deutsche Kohle und die fran-

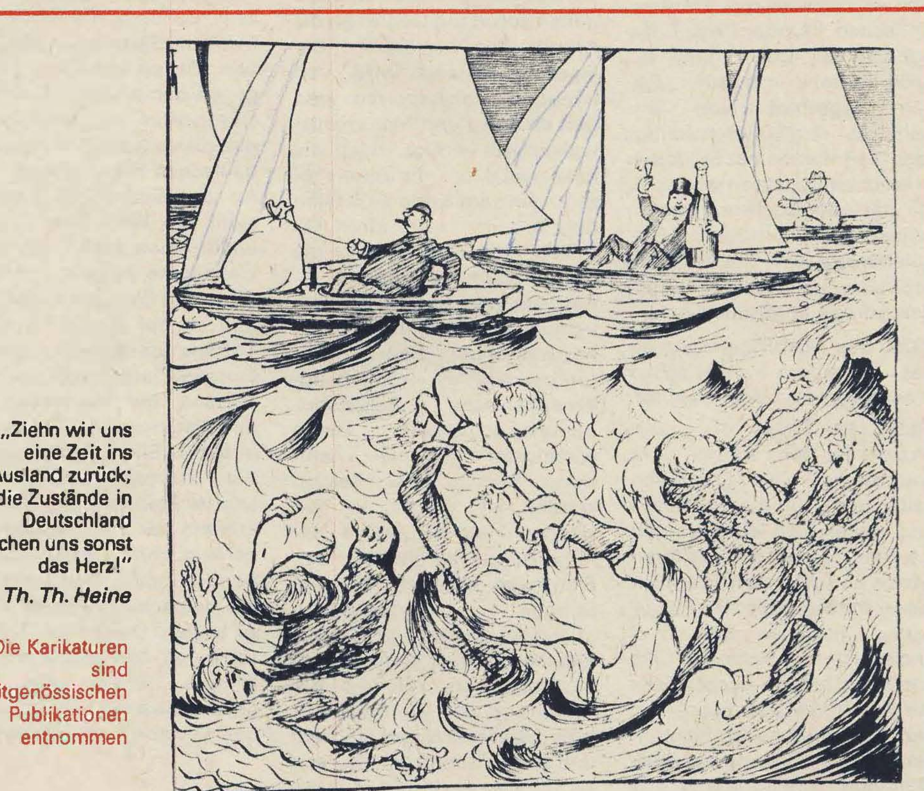
zösischen Erze zusammen und bauen uns den größten und allmächtigsten Montankonzern auf internationaler Basis auf, den es je in Europa gab. Frankreichs Abgesandter Millerand und seine Hintermänner stimmen im Prinzip zu. Wie aber sollen die Profite verteilt werden? Halbe-Halbe, wie Stinnes vorschlägt, wollen Frankreichs Imperialisten nicht machen. Sie bestehen auf einem Verhältnis von 60:40 zu ihren Gunsten, wobei die Überlegung eine Rolle spielt, daß sie letztlich auch den Krieg gewonnen haben. Der Streit ist da.

Da aber das Projekt für beide Seiten überaus verlockend ist, wird man nun versuchen, sich gegenseitig die spektakulären zehn Prozent abzugaunern. Und hier haben wir den Hintergrund, vor dem sich die Reparationsverhandlungen in Spa abspielen. Frankreichs Vertreter stellen unverschämte Forderungen, um die künftigen deutschen Teilhaber unter Druck zu setzen. Sie drohen dabei sogar mit der Besetzung des Ruhrgebietes. Das Ruhgebiet hat es den zweihundert Familien ja auch schon immer angetan. Wer hier regiert, der regiert zugleich über Europa.

Stinnes wiederum kämpft um die zehn Prozent mit der Absicht, seinen künftigen französischen Geschäftsfreunden Schwierigkeiten aufzuhalsen, sie zu unklugen und unvorteilhaften Handlungen zu verleiten. Fürchtet er denn nicht den Verlust des Ruhrgebietes? So unglaublich es klingt — nein! Er spekuliert, auf die Dauer würden sich die Franzosen an der Ruhr das Genick brechen. England und Amerika würden einem einzelnen Räuber dort keine Extratouren erlauben. Endlich rechnet Stinnes auch mit gewaltigen Kampfaktionen der deutschen Arbeiter. Für sie ginge es in diesem Falle um Sein oder Nichtsein. Nicht um zehn, sondern um hundert Prozent, nämlich ums Leben. Kurz, Stinnes ist überzeugt, die Franzosen würden sich bald wieder zurückziehen und ihm die zehn Prozent zubilligen ... Noch ist es aber nicht soweit.

◘

Deutschland zwischen 1920 und 1923. Das arbeitende Volk leidet Not. Ausbeutung und Ausplünderung nehmen zu. Die Monopolherren verzichten auf keinen Pfennig Profit. Die Siegermächte kassieren Reparationen. Die Inflation grassiert wie in früheren Jahrhunderten die Pest. Wie aber



„Ziehn wir uns eine Zeit ins Ausland zurück; die Zustände in Deutschland brechen uns sonst das Herz!"
Th. Th. Heine

Die Karikaturen sind zeitgenössischen Publikationen entnommen

soll das durchgehalten werden? Die Imperialisten wissen Rat: Hugo Stinnes verlangt, die deutschen Arbeiter sollen fortan täglich acht bezahlte und zwei unbezahlte Stunden arbeiten: „Man kann keinen Krieg verlieren und zwei Stunden weniger arbeiten. Man muß arbeiten, arbeiten und nochmals arbeiten!"

In seinen Betrieben wird nach diesem Rezept verfahren. Und Stinnes hat viele Betriebe. In dem Maße, wie die Inflation fortschreitet, tritt er die „Flucht in die Sachwerte" an. Er kauft aber keinen Schmuck, sondern lauter Dinge, die noch mehr Geld einbringen — Fabriken, Banken, Papiermühlen, Hotels, Zeitungsverlage, Mühlen, Güter, Wälder. Er kauft auch Politiker und Journalisten — und er tut das in Deutschland ebenso wie im Ausland. Er bezahlt mit Inflationsmark, Dollars, Schweizer Franken, britischen Pfunden. Am Ende gebietet er über mehr als 1600 Betriebe mit einer Gesamtbelegschaft von annähernd 600 000 Beschäftigten. Die Inflation hat Millionen Menschen bettelarm gemacht, sie hat aber auch manche zu Milliardären erhoben. Beispielsweise den Stinnes, den größten Inflationsgewinnler, den Europa je gesehen hat.

1923. Das Mammutprojekt eines deutsch-französischen Montankartells lebt weiter.

Bloß die Frage der zehn Prozent ist noch immer nicht entschieden. Die Franzosen halten sich für die Stärkeren und wollen jetzt klare Fronten schaffen. Nun werden sie ihren letzten und stärksten Trumpf in dieser machtpolitischen Pokerpartie ausspielen. Ein Anlaß findet sich. Per 9. Januar 1923 hat Deutschland — nicht zuletzt durch Stinnes' Sabotage — in den Reparationsverpflichtungen einen Rückstand von zwei Millionen Tonnen Kohle und Koks und 130 000 Telegrafenstangen einreißen lassen. Unter dem Vorwand, seinem Volk „Faustpfänder" sichern zu müssen, erläßt in Paris Ministerpräsident Poincaré — ein getreuer Diener der zweihundert Millionärsfamilien — einen folgenschweren Befehl, der Europa an den Rand einer neuen Kriegskatastrophe bringt...

▣

„Sie sind da!"
Der Morgen ist grau und düster. 60 000 Mann, bald werden es schon 90 000 sein, fallen über das Ruhrgebiet her. Besetzen ein Gebiet von 21 000 Quadratkilometern, in dem rund drei Millionen Menschen leben. Riegeln das okkupierte Gebiet sogleich durch eine Zollgrenze vom übrigen Deutschland ab. Die französischen Kommandeure gehen sofort mit Gewalt an die Arbeit. Der verschärfte Belagerungszustand wird verhängt, Verkehrssperren werden errichtet und Massenausweisungen verfügt. Auch die Pokerpartie um die zehn Prozent geht am Ende zu Lasten der Arbeiter und ihrer Familien. Wie aber reagiert die Reichsregierung in Berlin?
Reichskanzler seit dem 22. November 1922 ist Wilhelm Cuno, hauptberuflich Generaldirektor der HAPAG — Hamburg-Amerikanische Paketfahrt-Aktionsgesellschaft. Deren wichtigster Aktionär heißt Hugo Stinnes. Der Reichskanzler ist Wachs in den Händen des Milliardärs. Infolgedessen bereitet er den Franzosen sogleich die von Stinnes ausgetüftelten „Schwierigkeiten", ordnet die Einstellung aller Reparationsleistungen an, ruft die Bevölkerung des Ruhrgebietes zum passiven Widerstand auf und seinen Botschafter in Paris ab. Er berieselt die Ruhrarbeiter mit chauvinistischen Phrasen und verlangt von ihnen, sich gegen die Eindringlinge zu erheben. Der Krieg zwischen den französischen und deutschen Imperialisten ist von neuem entbrannt, wenn er diesmal auch mit anderen Methoden geführt wird als zwischen 1914 und 1918.
Frankreichs Gewaltakt ruft in der internationalen Arbeiterklasse helle Empörung hervor. Als einzige ausländische Regierung erhebt die Sowjetregierung Protest. Die sowjetischen Gewerkschaften schikken trotz der großen Not im eigenen Lande 100 000 Goldrubel und 600000 Pud Getreide[1] zur Unterstützung der deutschen Klassenbrüder und ihrer Familein ins Ruhrgebiet. Für die Ruhrkumpel beginnt eine Periode schwerster Klassenauseinandersetzungen. Ihnen ist das Ruhrgebiet keine Angelegenheit von zehn Prozent, sondern die Basis ihrer Existenz. Sie müssen sich nach zwei Seiten schlagen. Einmal gegen den brutalen Terror der Okkupanten, zum anderen gegen die verheerende Politik der deutschen Imperialisten.
An der Spitze des Kampfes steht die KPD. Ihre Zentrale erläßt einen Aufruf, der in die Geschichte eingeht: „Schlagt Cuno und Poincaré an der Ruhr und an der Spree!" Von der Tribüne des Reichstages herab entlarvt Clara Zetkin das Doppelspiel der deutschen Imperialisten und ihrer Regierung in Berlin. Ebenso protestierten die klassenbewußten Proletarier Frankreichs gegen das Treiben der Imperialisten beiderseits der Ländergrenzen.
Den Hauptanteil freilich haben die deutschen Arbeiter selbst zu leisten. Das ist die Zeit der schweren und blutigen Ruhrkämpfe. Streiks und Massendemonstrationen überall in den Revieren und Städten des

---

1 1 Pud = 16,4 kg



Böser Traum — G. Grosz

Ruhrgebietes. Die Besatzungstruppen versuchen, der Situation durch verschärften Terror Herr zu werden. So am 31. März 1923: Elf Krupp-Arbeiter werden im Verlauf einer Demonstration erschossen, viele verletzt. Vom 16. bis zum 30. Mai 1923 streiken 38000 Berg- und Hüttenarbeiter. Diesmal geht auch deutsche Polizei, von den Franzosen gekauft, gegen die Arbeiter vor. Ein gewisser Lutterbeck, stellvertretender Regierungspräsident in Düsseldorf, erbittet sogar von den Besatzungsbehörden die Erlaubnis, Truppen der Reichswehr auf die Streikenden loszulassen.

Unterdessen rollt die Inflationswelle weiter. Ein Wort geistert durch alle Arbeiterfamilien: „Krise". Stinnes bleibt in dieser Zeit nicht untätig. Einerseits ringt er mit seinen französischen Partnern heftig um die zehn Prozent, andererseits ist er bestrebt, aus der gegebenen Situation für sich das beste herauszuholen. Er, der die Franzosen zu ihrem verhängnisvollen Schritt provoziert hat — weil Stinnes Kokslieferungen zurückhielt, haben 1921 und 1922 französische Hochöfen gelöscht werden müssen —, ist nun einer der ersten, die mit dem französischen Besatzungsgeneral Degoutte verhandeln. Vertraulich, privat: Die Ruhrbergleute, schlägt er vor, sollten gezwungen werden, täglich neun Stunden unter oder zwölf Stunden über Tage zu arbeiten. Die Cuno-Regierung zahlt dem Stinnes für jede Tonne Reparationskohle den normalen Preis. Und was die Franzosen sich aus Stinnes-Gruben an Überschüssen holen, wird von ihnen korrekt bezahlt — ebenfalls an Hugo Stinnes...

▣

Sommer 1923. Die Geduld der Arbeiter ist zu Ende. „Eine korrupte Schieberbande!" So hört man's immer wieder. „Diese Regierung muß weg!" 11. August 1923. In Berlin, im Ruhrgebiet, überall in Deutschland: Die Arbeiter gehen auf die Straße. Generalstreik! Alle Räder stehen still. Nichts geht mehr. Die Kommunisten stehen auch hier an der Spitze der machtvollen Bewegung. 24 Stunden später, am 12. August, geht der Cuno-Regierung, deren gesamte Innen- und Außenpolitik auf die Stärkung des Monopolkapitals gerichtet gewesen war, die Puste aus. Unter dem Druck der Massen verschwindet sie von der Bildfläche. Eine vernichtende Niederlage für Stinnes. Ein Erfolg der einheitlich handelnden und von Teilen des Kleinbürgertums unterstützten Arbeiterklasse.

Die neue Regierung unter Gustav Stresemann, der auch rechte Sozialdemokraten angehören, nimmt mit Paris langwierige Verhandlungen auf. Die Interessen sowohl der deutschen als auch der französischen Imperialisten werden dabei aufs beste verfochten. Nur die Methoden werden gewechselt, sie sind nicht mehr so spektakulär und drastisch wie unter der Regie des Hugo Stinnes. Der übrigens kann seinen gewünschten Triumph — den Rückzug der Franzosen aus dem Ruhrgebiet — nicht mehr erleben. Am 10. April 1924 macht er seine Augen zu für immer. Die Reaktion weint ihm viele Tränen nach, er sei ein großer deutsche Patriot gewesen...

▣

Ein Patriot? Am Pranger der Geschichte steht ein ganz gewöhnlicher Imperialist.



Die Luftlandetruppen der Sowjetarmee verfügen über eine ganze Anzahl spezieller Gefechtsfahrzeuge, Artilleriewaffen und gepanzerter Technik, die ihnen im Gefecht eine hohe Kampf- und Feuerkraft verleihen. Eine dieser Waffen ist die ASU-57, eine abwurffähige SFL (auch als Luftlandepanzer bezeichnet). Sie zeichnet sich durch hohe Beweglichkeit und Geländegängigkeit aus. Wegen ihrer geringen Ausmaße läßt sie sich auf dem Gefechtsfeld leicht tarnen und schwer bekämpfen.

Das Fahrzeug hat drei Mann Besatzung. Seine Bewaffnung besteht aus der 57-mm-Panzerabwehrkanone sowie den Schützenwaffen der Besatzung. Handgranaten ergänzen sie. Die Kanone hat eine Kadenz von 6 bis 10 Schuß/min. Die größte Schußentfernung beträgt für Splittergranaten 6000 m und für Panzer-Leuchtspurgranaten 1200 m im direkten Richten. Die ASU-57 überwindet steile Hänge, Gräben sowie bis zu 0,7 m tiefe Wasserhindernisse.

Diese Manövrierfähigkeit, gepaart mit der Feuerkraft, ermöglichen den Einsatz der ASU zur Unterstützung der Luftlandeeinheiten bei der Eroberung bzw. Vernichtung von im Hinterland des Gegners stationierten Kernwaffen-Einsatzmitteln, Lagern, Raketenstellungen, Flugplätzen, Eisenbahnknotenpunkten u.a. Objekten. Die wichtigste Aufgabe dabei ist die Bekämpfung von Panzern und Artillerie.

Die ASU ist ein leichtes Gleiskettenfahrzeug mit einzeln aufgehängten Laufrollen, die von Drehstäben abgefedert werden. Der Bodendruck beträgt nur 0,35 kp/cm². So kann das Fahrzeug auch auf wenig tragfähigen Böden, in Sumpf und Schnee operieren.

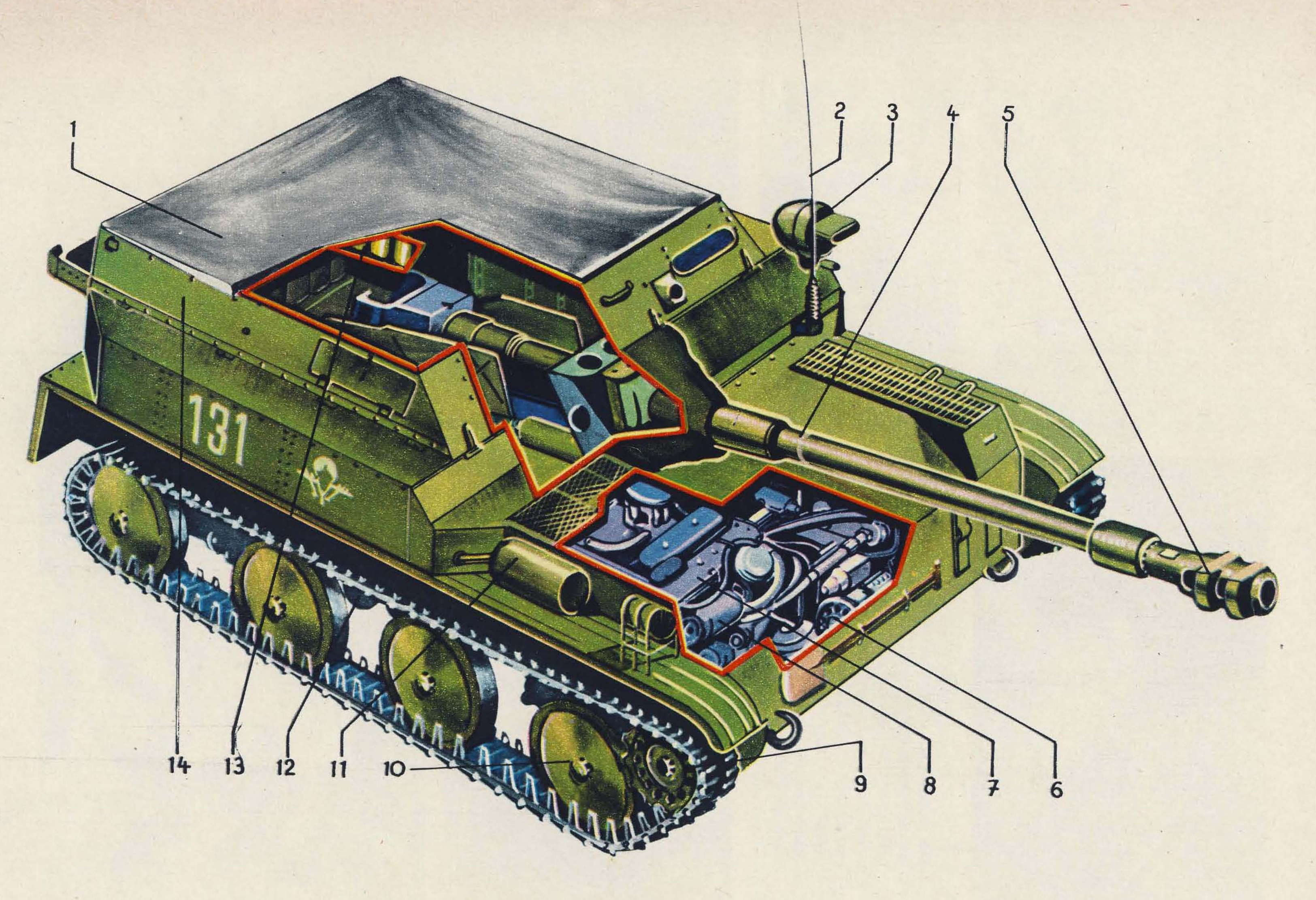
Die Hauptbaugruppe ist die gepanzerte Wanne, eine Schweißkonstruktion aus hinten und vorn geneigten Stirnplatten und vertikalen Seitenplatten. Heck und Boden sind aus Gründen der Gewichtseinsparung aus Duraluminium gefertigt. Die Wanne wird unterteilt in den Triebwerks- und den Kampfraum. Der Triebwerksraum befindet sich im Vorderteil des Fahrzeuges. Der Kampfraum ist oben offen und wird mit einer Plane abgedeckt.

Bei einer Gefechtsmasse von 3,35 t erreicht die ASU-57 die Höchstgeschwindigkeit von 45 km/h auf Straßen. Im Gelände werden 25 km/h erreicht.

(Nach einem Beitrag von Oberst Ing. Wischnjakow)

1 — Abdeckplane
2 — Antenne
3 — Scheinwerfer mit Lichttarnkappe
4 — Kanone
5 — Mündungsfeuerdämpfer
6 — Kraftübertragung
7 — Motor (Viertakt-Otto, 55 PS)
8 — Vorwärmeinrichtung
9 — Antriebsrad
10 — Laufrolle
11 — Gleiskette
12 — Stützrolle
13 — Kampfsatz
14 — Kampfraum

LUFTLANDEPANZER ASU-57


1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14



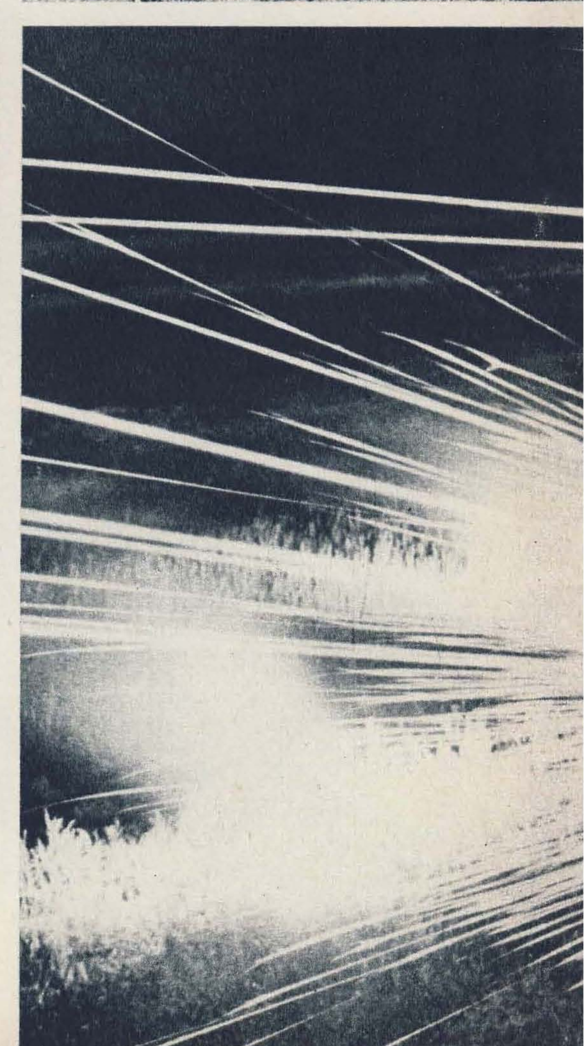


Die wichtigsten Schützenwaffen: MPi und Panzerbüchse (oben links), das IMG Kalaschnikow (darunter) sowie das Scharfschützengewehr mit Diopter (rechts unten). Die Bilder rechts oben und darunter zeigen die beiden „Mini"-MPi, die polnische M 63 und die tschechoslowakische „Skorpion". Sie können auch als Pistole eingesetzt werden.









AUTOMATEN in Soldatenhand



Die Geschoßbahnen, die auf unserem Aufmachungsfoto als weiße Linien das nächtliche Dunkel durchschneiden, lassen deutlich erkennen, welche Feuerkraft die Schützentruppen von heute mit ihren automatischen Waffen haben. Die MPi und IMG der vorgehenden mot. Schützen spikken die Luft mit Eisen und lassen keine Lücke im Angriffsstreifen. Das Gewehr unserer Tage, die Maschinenpistole, ist ein echter Automat in der Hand des Soldaten. „Wer will unter die Soldaten, der muß haben ein Gewehr...", sangen schon unsere Großväter. „Karabiner, gute Flinte, ich poliere dir den Bauch..." war noch vor knapp 20 Jahren Mode. Gibt es ein Lied von der MPi? Sie wäre es wert, besungen zu werden.

Jahrhunderte war das Gewehr in seiner unterschiedlichsten Gestalt die Hauptbewaffnung der Fußtruppen. Nur zögernd veränderte es





Zur Bekämpfung der Panzer setzen die mot. Schützen rückstoßfreie Geschütze und Panzerbüchsen mit Hohlladungsgranaten (kumulativ) ein. Auch die Panzerhandgranate wirkt nach diesem Prinzip. Im Orts- und Häuserkampf bewährt sich die MPi nicht nur wegen ihrer hohen Schußfolge, sondern auch wegen ihrer geringen Abmessungen. SPW sind meist mit schweren Maschinengewehren ausgerüstet.



sich. Geringfügig, in Details. In der Grundkonzeption blieb es stets dasselbe. Erst das Zeitalter des Maschinenkrieges brachte die wesentliche Änderung. Das Schnellfeuergewehr, das MG entstanden. Die moderne Schützenwaffe entwickelte sich zu einem selbsttätig arbeitenden Mechanismus, der vom Schützen keine umfangreichen Bedienungshandgriffe verlangt, sondern nach nur wenigen Tätigkeiten einsatzbereit ist und eine Vielzahl von Geschossen in kürzester Zeit ausstößt.

Die heute am meisten verbreitete Schützenwaffe ist die Maschinenpistole. In einigen Ländern nennt man sie auch Sturmgewehr oder wie in der Sowjetarmee: Automat. Dieser „Automat", die MPi Kalaschnikow, wurde zur Hauptwaffe der Schützeneinheiten der Sowjetarmee und ihrer Verbündeten sowie der Streitkräfte vieler anderer Länder.

Sie zeichnet sich seit Jahren durch hohe technische Eigenschaften aus. In Vietnam verhalf sie den Befreiungskämpfern zum Siege über die mit den neuesten Modellen der US-amerikanischen Waffenproduktion ausgerüsteten Söldlinge des Imperialismus. Und die Freiheitskämpfer in Afrika vernachlässigen eher sich selbst als ihre „Kalaschnikow".





„Große Zuverlässigkeit, hohe Treffsicherheit und relativ geringes Gewicht. Eine in der Truppe allgemein anerkannte Waffe". So schätzte der Nestor der sowjetischen Waffenkonstrukteure, der Doktor der technischen Wissen-



schaften und Held der sozialistischen Arbeit, F. Tokarew, seinerzeit die AK 47, die Konstruktion des jungen Michail Kalaschnikow, ein. Die Anerkennung aus dem Munde des bekannten Waffenspezialisten gilt nach wie vor.

1944 sah der damalige Obersergeant und Waffenmeister der Sowjetarmee, Michail Timofejewitsch Kalaschnikow, zum ersten Mal die neue Patrone Kaliber 7,62 mm, Modell 1943. Diese Kurzpatrone ist gegenwärtig als Einheitspatrone M 43 in allen Armeen bekannt, die wie wir „Kalaschnikow"-Waffen einsetzen. Sie wurde der Anstoß für den angehenden Konstrukteur, eine MPi zu schaffen, die besser als alle anderen sein sollte.

Erst die Patrone, dann die Waffe. Ist das nicht sonderbar? So paradox es auch erscheinen mag, bei Neukonstruktionen von Schützenwaffen ist die Patrone tatsächlich v o r der Waffe da. Das hängt eng mit der Standardisierung der Schützenwaffen zusammen.

Die Konstrukteure betrachten es als einen wesentlichen Grundsatz, zuerst die allen Anforderungen entsprechende Patrone zu entwickeln, um danach den Waffentyp bzw. die Familie zu schaffen. Welche Gesichtspunkte sind dafür maßgebend? Die Patrone muß bei relativ geringer Masse und Größe hohe taktische Eigenschaften wie große Schußentfernung, Durchschlagskraft ihres Geschosses sowie die Verwendbarkeit in den dafür vorgesehenen Waffenarten und Nachfolgetypen aufweisen. Erst wenn dieses Problem zur vollen Zufriedenheit gelöst ist, steht der Vereinheitlichung der Schützenwaffen nichts mehr im Wege.

In den Armeen des Warschauer Vertrages ist dieses Bestreben seit Jahren in die Tat umgesetzt worden. Die Einheitspatrone M 43 ermöglichte die Konstruktion der verschiedenen „Kalaschnikow"-Modelle: Mpi K, MPi KM, MPi KmS und des daraus entstandenen leichten Maschinengewehrs IMG K. Alle diese Muster erfüllen die Forderungen, die an moderne Schützenwaffen gestellt sind: geringe Masse, lange Lebensdauer und Funktionssicherheit, einfache Bedienung, starke Feuerdichte und Treffsicherheit bei Dauerfeuer, unkomplizierte Ersatzteilversorgung und Instandsetzung sowie eine vereinfachte Ausbildung des waffentechnischen Personals. Hinzu kommt, daß die MPi-Schützen ohne besondere Ausbildung das IMG bedienen können. Der größte Vorteil dieser Schützenwaffen aber ist, daß sie alle nach dem gleichen Prinzip funktionieren. Deshalb sind auch eine ganze Reihe von Einzelteilen untereinander austauschbar. Die Vorteile, die sich daraus unter Gefechtsbedingungen ergeben, dürften unübersehbar sein. Diese Waffen aus der „Werkstatt" Kalaschnikow schufen die Voraussetzung dafür, daß die Feuerkraft eines mot. Schützentruppenteils gegenüber der der 50er Jahre auf über 140 % stieg. Die MPi K stand in den letzten Jahren einigen Neukonstruktionen Pate. In der ČSSR, in Ungarn und auch in Jugoslawien wurden auf ihrer Grundlage Maschinenpistolen mit gleichen Parametern entwickelt.

Neben der MPi K sind seit einiger Zeit Klein-MPi aufgetaucht. So die tschechoslowakische „Skorpion" und die polnische M 63. Diese Waffen sollen hauptsächlich den Fahrzeugbesatzungen zur Verfügung stehen. Sie können wie eine Pistole und — mit Schulterstütze — wie eine MPi gebraucht werden.

Die Handfeuerwaffen — MPi, Pistolen und Scharfschützengewehre — bilden die Hauptgruppe der modernen Schützenwaffen. Sie werden ergänzt durch die Handgranaten, die z. T. auch mit der MPi „geschleudert" werden, und die Panzerbüchsen. Ein von polnischen Konstrukteuren entwickelter Schießbecher ermöglicht den Handgranatenwurf über 200 m. Auch kumulative panzerbrechende Geschosse können so abgefeuert werden.

Zu den Schützenwaffen zählt man auch die leichten Begleitwaffen wie rückstoßfreie Geschütze, Granatwerfer und leichte Pak.

Sie alle sind in der Hand des Einzelkämpfers bzw. des Kampfkollektivs wirkungsvolle Mittel zur Niederringung des Gegners unter den Bedingungen des modernen Gefechts. *Oberstleutnant K. Erhart*

Militärverlag der Deutschen Demokratischen Republik · Redaktion „Armee-Rundschau" · Chefredakteur: Oberst Karl Heinz Freitag · Postanschrift: 1055 Berlin, Storkower Straße 158, Postfach 46130, Telefon 530761 · Lizenz-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Auslandskorrespondanten: Oberst W. G. Radtschenko und Oberst E. A. Udowitschenko, Moskau; Oberstleutnant A. Kolodziejczyk, Warschau; Oberst J. Schaulow, Sofia; Major J. Cerveny, Prag; Major R. Kutas, Budapest; Oberstleutnant I. Capet, Bukarest · „Armee-Rundschau" erscheint monatlich · Preis: 1,— Mark · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Bezugsmöglichkeiten: In der DDR über die Deutsche Post und den Buch- und Zeitschriftenvertrieb, 102 Berlin, Rungestr. 20; in den sozialistischen Ländern über den jeweiligen Postzeitungsvertrieb; in allen übrigen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel und die Firma Deutscher Buch-Export und -Import GmbH, DDR-701 Leipzig, Leninstr. 16; in der BRD und Westberlin über den örtlichen Buchhandel und die Firma Deutscher Buch-Export und -Import GmbH, DDR-701 Leipzig, Leninstr. 16 · Alleinige Anzeigenannahme DEWAG-Werbung Berlin, 1054 Berlin, Hauptstadt der DDR, Wilhelm-Pieck-Str. 49, Fernruf: 2 2627 15, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen der Bezirke der DDR · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Fotosatz: Neues Deutschland Berlin · Reproduktion und Druck: Berliner Druckerei, 102 Berlin, Dresdener Str. 43 Gestaltung: Horst Scheffler · Printed in GDR

Redaktionsschluß dieses Heftes: 24. 5. 1973

Fotos: Uhlenhut (16), S. 4, 5, 6, 7, 8, 9, 30, 31, 49; Geb./Uhlenhut (6); Titel S. 92, 93; Pawelec (2), S. 13, 29; Kohle (2), S. 15; Settnik (1), S. 15; Progress (6), S. 19, 56, 57, 58, 59, 60; Ungr (9), S. 20, 21, 22, 23, 66, 69; Archiv (12), S. 35, 37, 38, 39, 45, 47, 79, 90,; DEFA (1), S. 40; ZB (8), S. 44, 46, 78, 80, 81; Kitte (2), S. 48; CAF (1), S. 55; Walzl (1), S. 63; Richter (1), S. 59; Skala (1), S. 68, 69; Friedrich (1), S. 71; Egem (1), S. 67; Ender (1), S. 77; Labik (1), S. 78; Bersch (1), S. 90; Fröbus (1), S. 90; Jorscha (1), S. 90, 91; Leher (1), Rücktitel.


„Es entwickelt sich..."
meint
Wieslaw Fuglewicz,
Warschau



31 036

„Wo bist du?" braucht sie kaum mehr zu fragen,
denn zum Festival sang sie schon
„Wir sehn uns in Berlin":

Monika Herz